



Im Seebad.

Novelle von Marie Stora.



Die Baronin Elisabeth war eine reizende, junge Frau, eben so unerfahren als lebenslustig, ein wenig eitel, ein wenig schwärmerisch, ein wenig unbesonnen zu Zeiten, doch von einer entzückenden Natürlichkeit und Frische. Der Einzige, der in ihrer Nähe lebte, ohne von ihrem Zauber berührt zu scheinen, war ihr Mann. Und doch liebte er sie, aber nach seiner Art. Er sagte es ihr nie, er ließ es sie auch nie errathen; er lachte über ihre Thorheiten, und behandelte sie im Uebrigen wie ein verwöhntes Kind, das man nicht ernst nimmt.

Elisabeth war noch sehr jung, als sie Hubert die Hand zum ewigen Bunde reichte, und ihm auf das schöne Gut folgte, das er mit anerkenntnenswerthem Eifer selbst verwaltete. Und nun, nach dreijähriger Ehe, war sie kaum älter geworden. Sie fühlte sich unglücklich darüber, daß sie auf dem Lande lebte und hatte Minuten — Stunden wäre zu viel gesagt — tiefster Melancholie. Sie sehnte sich nach dem Leben der Großstadt, das sie nur aus Büchern und aus den Erzählungen ihrer Freundinnen kannte; sie hätte gar so gerne einmal die Rolle einer vornehmen Welt-dame gespielt, sich gefeiert und umworben gesehen.

Sie lebten zwar recht lustig und von vielem Comfort umgeben, aber die Gesellschaft, mit der sie verkehrten, war nicht nach Elisabeth's Geschmack. Die Freunde ihres Mannes sprachen nur von Pferden und Jagden. Keiner kannte die Bücher, die sie las; kein Einziger hatte ein gefälliges, distinguirtes Auftreten, wie sie es von ihrem Helden erträumte. Von ihrem Helden? Nun ja, in der geheimsten Falte ihres Herzens schlummerte ein Traum. Sie dachte es sich so wunderschön, ein einziges Mal heiß und leidenschaftlich geliebt zu werden, das Geständniß dieser Liebe zu hören und dann mit abgewendetem Antlitz zu sagen: »Fliehen Sie — o fliehen Sie mich auf ewig!« Sie würde immer tugendhaft bleiben, das stand über jeden Zweifel erhaben; sie wollte sich nur von der Erinnerung an ein ganz kleines Abenteuer umschmeicheln lassen in den Stunden trüber Einsamkeit.

Doch das Leben floß ruhig dahin, die Tage glühten einander; es ereignete sich nicht der geringste interessante Zwischenfall, und die kurzen Augenblicke von Elisabeth's Melancholie verwandelten sich allmählig in eine ausgesprochene, dauernde Langeweile, oder moderner gesprochen: die Baronin wurde krank — nervös. Ihre Nachbarschaft wies gerade in diesem Jahre empfindliche Lücken auf; der Gatte ließ sich fast gar nicht blicken; die Baronin fühlte sich elend zum Sterben. Der schnell herbeigerufene Arzt empfahl dringend ein Seebad, und zwar eines der vor-

nehmsten und elegantesten, welche die fashionable Welt an der belgischen Küste kennt.

Ein Seebad! Das Wort allein elektrisirte die Baronin. Das war's, was ihr gefehlt hatte. Wie oft hatte sie ihre Freundinnen mit heimlichem Neid hinausreisen gesehen an ferne Küsten, nie aber war ihr der Gedanke gekommen, daß auch ihr alle Seebäder der Welt offen ständen. Sie hatte sich offenbar immer viel zu gesund gefühlt. Aber nun war diese unheimliche Krankheit über sie hereingebrochen, an der sie ohne den Rath des klugen Arztes ganz gewiß gestorben wäre, und es galt jetzt nur, schnell die nöthigen Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Schon bei dem Anordnen derselben machte der Zustand der Baronin so erfreuliche Fortschritte zum Besseren, daß sie sich mit der Abreise beeilen mußte, um nicht noch vorher gesund zu werden.

Der Baron schügte bringende Geschäfte vor, um seine Frau nicht begleiten zu müssen. Das war recht fatal, allein man wußte Rath. Es wurde rasch eine jener Tanten herbeitelegraphirt, die jede Familie für solche Fälle in Bereitschaft hat. Therese von Wicke, ein fünfundvierzigjähriges Fräulein von gutmüthigem Charakter und bescheidenem Auftreten, rechnete es sich zur Ehre an, ihre Nichte begleiten zu dürfen, und schwur hoch und theuer, Tag und Nacht über ihr Wohl zu wachen.

So reiste denn Baronin Elisabeth eines Tages nach dem Norden ab, begleitet von fünf großen Koffern, welche die Wunder zahlloser Modedafalons bargen, acht Stück Handgepäck, einer pfiffigen Kammerjungfer und einer respectablen Tante. Der Abschied wurde ihr wesentlich durch den Umstand erleichtert, daß sie eine ganz besonders kleidsame Reisetoylette trug. Die Baronin flog mit frohem Herzen der Zukunft entgegen und träumte von unzähligen freudigen Erlebnissen, die ihr während eines sechswochenentlichen Badeaufenthaltes gewiß erblühen würden. Ganz heimlich schlich sich in ihre Träume das Bild eines ritterlichen Mannes, aller edlen Tugenden Held, den sie noch nicht kannte, den sie aber sicherlich kennen lernen würde, und sie erlebte mit leisem Schauer jene gewisse Scene, die ihren Höhepunkt in den Worten erreichte: »Fliehen Sie — o fliehen Sie mich auf ewig!«

Etwas ermüdet zwar, doch bei bester Laune, erreichten die Reisenden am dritten Tage ihr Ziel. Man stieg natürlich im ersten Hôtel ab, wo der Gemal — an schuldiger Aufmerksamkeit fehlte es ihm nie — telegraphisch einige Zimmer bestellt hatte.

Das elegante Auftreten der Baronin, ihre Schönheit, welche durch interessante Blässe und die bewußte Toilette noch gehoben wurde, fand schon bei den Bediensteten des Hôtels Anerkennung, und erregte die Bewunderung einiger Curgäste, die im Vestibule und auf der breiten Treppe zufällig die Neuankommenden gewahrten.

»Nicht wahr, liebe Tante, wir machen schnell ein wenig Toilette und gehen dann spazieren,« rief Elisabeth fröhlich, nachdem

sie sich in ihrem Zimmer ein wenig erfrischt hatte. Die Baronin wählte für ihr erstes Auftreten eine ganz einfache Toilette, wie sie distinguirten Frauen den Reiz vornehmer Bescheidenheit verleiht. Ein dunkles Capothütchen, von dessen Höhe ein Strauß Feldblumen herabnickte, krönte vortreflich ihren feinen Kopf.

»Sie, Herr Portier, wer ist denn die schöne Frau?« fragte Herr Frieling, als die Baronin mit ihrer Tante an ihm vorbeigefschritten war.

Herr Frieling, ein ehrfamer Bürger aus Quedlinburg, seines Zeichens Kaufmann, pflegte seit dem Tode seiner Frau alljährlich vier Wochen an einer besuchten Meeresküste zuzubringen, wobei sein größtes Bestreben darauf gerichtet war, vornehme Bekanntschaften zu schließen, eine Sehnsucht, der er so manche Zurückweisung zu verdanken hatte.

»Wer ist die schöne Dame?« wiederholte er, und lauschte gespannt mit leicht vorgeneigtem Kopfe auf die Antwort des Portiers.

»Eine österreichische Gräfin,« log dieser in herablassendem Tone. Um dem Hôtel, dessen Ehre auch die seine war, einen helleren Glanz zu verleihen, pflegte er den Rang eines jeden Gurgastes zu erhöhen. »Seit acht Tagen sind Zimmer für sie bestellt; sie speist übrigens *table d'hôte*.«

Herr Frieling aber wußte für den Anfang genug. Befriedigt eilte er davon, um seine Bekannten auf die interessante junge Gräfin aufmerksam zu machen.

Die *table d'hôte*-Stoße erschallte, und die Hotelgäste versammelten sich im großen Speisesaal. Die anmuthige Erscheinung der Baronin erregte Aufsehen. Herrn Frieling war es durch seine Verbindung mit dem Oberkellner gelungen, einen Platz neben der Tante der »österreichischen Gräfin« zu erlangen. Er hoffte, durch nachbarliche Dienstleistungen sich den Damen angenehm zu machen, und eine nähere Bekanntschaft mit ihnen anzuknüpfen. Doch schon bei dem ersten »Danke!«, das die Tante ihm freundlich spendete, traf ihn ein stolzer Blick der Nichte, und machte seinen Hoffnungen ein Ende. Das hätte Elisabeth noch gefehlt, daß die Tante so über-eilte Bekanntschaften schließe, und noch dazu mit Lenten, wie sie in der kleinsten Provinzstadt ihrer Heimat zu Duzenden herum-liefen. Das ganze Aussehen Herrn Frieling's charakterisirte ihn als einen Spießbürger erster Größe. Die Baronin aber wollte geistvolle, distinguirte, elegante Menschen kennen lernen, wie sie zu Hause gar nicht vorkamen. Sie hatte sich eigentlich gedacht, daß das ganze Seebad von ihnen bevölkert sein würde, und die vielen philisterhaften Erscheinungen am Strande bereiteten ihr die erste kleine Enttäuschung. Um so größer waren die Erwartungen, die sie an die *table d'hôte* geknüpft hatte.

Nun sah sie an einer endlosen Tafel und ließ ihre Blicke scheinbar achtlos über die Gesellschaft schweifen. Sie gewahrte einige ehrfame Bürgerfamilien, die sich im schäufsten Berliner Deutsch unterhielten; mehrere Herren, denen das breite Behagen aus den rothen Gesichtern leuchtete — offenbar Banquiers oder ähnliche Geldmensen; eine jugendliche Mutter mit ihrer alten Tochter; Engländerinnen mit unbeweglichem Antlitz; Französinen, deren Mienen beständig wechselten, und endlich einzelne schweigsame Männer mit unmodernen Bärten und schlecht frisirtem Haar, die sie für Gelehrte oder Sonderlinge hielt, was in ihren Augen dasselbe bedeutete. Die Baronin ließ Alle, Alle Revue passiren, und blickte dann muthlos auf ihren Teller. Sie wußte nicht, daß die elegante Welt à la carte speiste, und fühlte ihre Erwartungen abermals gesunken.

Die nächsten Tage vergingen sehr einörmig. Es war ein trübes, kaltes Wetter; die Sonne verbarg sich hinter den Wolken und die Gurgäste hüllten sich fröhlich in Mäntel und Tücher. Elisabeth sah am Strande und blickte auf die weite, graue, wallende Masse, die sich vor ihr in unendliche Ferne dehnte, und ihr war, als sähe sie in ein Meer von Langeweile. Ja, sie gestand es sich endlich, sie langweilte sich, fürchterlich, unbeschreiblich! Und die Langeweile schien doppelt bitter, weil sie so ganz unerwartet gekommen war.

Das wogte und wimmelte um sie herum, dort die Plutten, hier die Menschen; das sah in gelben, ungeschickten Körben, die wag über den Köpfen zu einem Gehäufte wölften, und guckte neu-

gierig die Vorübergehenden an; das spielte und grub im feuchten Sande, und eilte hin und her, und schien so lächerlich in seiner Geschäftigkeit, und war zum größten Theil so geschmacklos gekleidet! Wo blieb denn nur das vielgerühmte, amüsante Vabebelen? Wie schön hatte sie es sich vorgestellt, und wie weit blieb die Wirklichkeit hinter ihren Träumen zurück! Sie hatte es sich so leicht gedacht, die angenehmsten Bekanntschaften zu schließen, und nun verging Tag um Tag, und wen kannte sie? Herrn Frieling und eine alte Engländerin, ihre Nachbarin an der *table d'hôte*. Wohl sah sie elegante, vornehme Menschen, die sich herrlich zu vergnügen schienen, doch deren Kreise blieben ihr, der Fremden, verschlossen. Die sogenannte gute Gesellschaft ist in einem Seebad mehr als in jedem anderen exclusiv. Nicht einmal das Meer entsprach ihren Erwartungen. Wie viel Entzücken hatte sie von seinem Anblick erhofft, von dem Singen und Brausen der Wellen, und nun erschien es ihr grau und tonlos.

Da traf es sich eines Tages, daß Elisabeth, als sie eben mit der Engländerin am Strande lustwandelte, plötzlich in ein Paar leuchtende Augen sah, deren Blicke mit rückhaltloser Bewunderung auf ihr ruhten. Sie fühlte sich seltsam erschreckt und that, als beachte sie den eleganten Fremden nicht, welcher mit mehreren Herren auf einer Bank saß, an der sie vorbeigehen mußte. Und doch fühlte sie, daß seine Blicke ihr folgten. Als sie nach einer kurzen Zeit mit der alten Dame zurückkehrte, hatte er allein den Platz behalten. Elisabeth wußte, daß er ihretwegen geblieben war. Frauen haben in solchen Dingen ein erstaunliches Divinationsvermögen. Nun bemerkte auch die Engländerin den Fremden. »Welch' ein distinguirter Mensch!« sagte sie. »Ich erinnere mich nicht, ihn schon gesehen zu haben; er wäre mir aufgefallen.«

Elisabeth schwieg; die Worte ihrer Begleiterin erweckten ein Gefühl der Zufriedenheit in ihr, das sie sich nicht erklären konnte. Unwillkürlich flogen an diesem Tage die Gedanken der Baronin häufig zu dem Unbekannten. Sie hätte kein Weiß sein müssen, wenn die Bewunderung, die er sie errathen ließ, ihr nicht geschmeichelt haben würde. Wer er wohl sein mochte? Es lag in seinen Blicken nichts von der Zudringlichkeit siegesgewisser Männer, nichts, das verletzte, wohl aber eine Andeutung, die zum Herzen sprach. Er mochte ein wirklich vornehmer Charakter sein.

Am folgenden Morgen gewahrte Elisabeth den Fremden wieder am Strande. Er war in großer Gesellschaft, und wieder senkte sich in ihre Augen sein seltsamer, diesmal wie traum-verlorener Blick. Elisabeth fühlte, daß eine Röthe ihr Antlitz überflog, als sie an ihm vorüberging. Mit solchen Blicken stiller Ehrfurcht und Bewunderung hatte sie ihren Helden ausgestattet.

Seither entspann sich ein eigenthümliches, schweigendes Einverständnis zwischen ihnen. Sie erkannten einander von Weitem, und Elisabeth's Herz schlug höher, wenn sie den räthselhaften Unbekannten sah. Warum er es nicht versuchte, sie kennen zu lernen? Schreckte ihn die chinesische Mauer ab, mit der Tante und Engländerin sie umgaben, oder wagte er es nicht, sich ihr zu nähern, weil sie ihm unnahbar erschien, unerreichbar wie die Sterne —

»Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht . . .«

Nun, er mochte sich ihrer Pracht freuen, seine Augen wenigstens sprachen davon, wenn sie die ihren suchten, die sich — nach einem leichten Zögern natürlich — immer für eine Secunde finden ließen. Fräulein Therese merkte von den kleinen Mandavern nicht das Geringste, und die Heimlichkeit, die das, wie Elisabeth meinte, so harmlose Spiel verhüllte, ließ es um so reizender erscheinen.

Die Baronin stand eines Nachmittags im Vestibule des Hôtels, ihre Tante erwartend, als plötzlich aus der gegenüberliegenden Thüre, die auf die Terrasse führte, der Fremde eintrat. Elisabeth fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß und ihr Herz in lauten Schlägen pochte. Sie schalt sich eine Thörin, und wagte doch nicht, die Augen zu erheben. Um ihre Verwirrung nicht merken zu lassen, und um dem seltsamen Bann zu entfliehen, ging sie langsam dem Lesezimmer zu. Doch der Fremde folgte ihr. Der kleine Salon war leer; die Baronin näherte sich dem Tische und ergriff eine Zeitung. Der Fremde that dasselbe. Sie

fühlte sich immer beklommener und zog rasch den Handschuh von ihrer Linken, um durch den funkelnden Goldreif an ihrem Finger ihre Frauenwürde zu betonen. Ein leichtes Lächeln flog über die Lippen ihres Gegenübers: das brachte sie vollends aus der Fassung, die Zeitung entfiel ihrer Hand. Der Fremde bückte sich schnell und überreichte sie ihr, sich höflich verbeugend. Dann sagte er mit leicht vibrierender Stimme: »Gestatten Sie mir, gnädige Frau, mich Ihnen vorzustellen — Prinz Eggen.«

Zu tiefer Verwirrung blickte sie zu ihm auf. Eine vollendete Ruhe und Freundlichkeit lag in seinen Zügen. Gott sei Dank, er behandelte sie als Dame, nun mochte die Tante ruhig fortbleiben. Sie erwiderte einige unbedeutende Worte und ließ sich auf einen Hautstuhl nieder. Er setzte sich ihr gegenüber und begann von gleichgültigen Dingen zu plaudern. Die Baronin fühlte ihre ganze Sicherheit wiederkehren.

»Sie müssen sich hier schrecklich langweilen,« sagte der Prinz, »ich sehe Sie immer mit so alten Leuten herumgehen.«

»O, die sind sehr unterhaltend. Uebrigens bin ich nicht zum Vergnügen hier« — das war eine halbe Lüge — »mein Mann« — sie beeilte sich, ihren Mann zu nennen, um Mißverständnissen vorzubeugen.

»Ihr Mann?« unterbrach Eggen lächelnd. »Natürlich, Sie sind verheiratet. Ich weiß es seit einer Viertelstunde, seit — sie so vorsichtig waren, den Handschuh abzulegen. Uebrigens ist der Trauring gar kein Beweis. Ich z. B. trage keinen und bin doch verheiratet. Aber sagen Sie mir, gnädige Frau, wie kam es Ihr Gemal nur über's Herz bringen, Sie so weit allein fortgehen zu lassen?«

»Er hat ja gar kein Herz,« dachte sie, und sagte laut: »Er ist nicht ängstlich, und ich bin es noch weniger.«

»Aber, wenn man aber eine so reizende Frau hat —« Die Baronin machte ein sehr ernstes Gesicht; der Prinz

sprach von etwas Anderem. »Haben Sie schon viele Ausflüge in die Umgebung gemacht?«

»Noch gar keine.«

»Aber das ist schade! Belgien ist so interessant.«

»O, ich weiß das; ich habe auch die Absicht, nach Gent zu fahren.«

»Würden Sie gestatten, daß ich ihr Cicerone sei? Ich kenne die Stadt genau.«

Elisabeth dachte einen Augenblick nach. Der Vorschlag umschmeichelte sie. Wie oft hatte die Theresie gesagt, daß es hübsch wäre, wenn sie einen Beschützer für ihre Ausflüge hätten, und konnten sie sich einen edleren, einen lebenswürdigeren Ritter wünschen als den Prinzen? Was ihr Mann dazu sagen würde? O, dem wäre es sicher ganz Recht, zum mindesten ganz gleichgültig. . . .

»Gewiß, erwiderte sie, »wenn es Ihre Zeit erlaubt.«

»Sie machen mich sehr glücklich; und darf ich fragen, welchen Tag Sie bestimmen wollen? Vielleicht übermorgen?«

»Ja, wenn es meiner Tante paßt.«

»Ihrer Tante?«

»Nun ja,« erwiderte die Baronin arglos, ohne zu bemerken, daß das Gesicht des Prinzen sich verlängert hatte. »Sie müssen sie kennen lernen; sie ist sehr lieb, etwas langweilig zwar, aber dafür herzensgut.«

Der Prinz hatte sich schnell gefaßt. »Es wird mir eine Auszeichnung sein,« versicherte er.

Elisabeth fand, daß es nun höchste Zeit sei, ihr tête-à-tête zu beenden, und mit anmuthiger Freundlichkeit verabschiedete sie sich von ihrem neuen Bekannten. Wie ganz anders als sonst erschien ihr heute das Meer und der Himmel, ja sogar die Tante! Die Fröhlichkeit, die in ihrem Herzen wohnte, überstrahlte die ganze Welt. (Fortsetzung folgt.)



Der Musikmaler.

Von Hugo Darmholz.

(Schluß.)

Die Erzählung des »Segretario« hatte mich um so gespannter auf die Fortsetzung meiner Bekanntschaft mit Larsen gemacht und so machte ich mich am nächsten Morgen sehr zeitlich auf den Weg in das Thal Mitromania. Ein leichter Duft erfüllte die Atmosphäre, ein Hauch wie rosiger Schimmer; das Ahnen des nahenden Morgens durchbebte die Welt, ein leiser Schauer durchzitterte jedes Lebewesen. Bald hatte ich den Arco naturale, ein mächtiges Felsenthor, erreicht; man blickt von da senkrecht über die wild zerklüftete Klippe hinunter ins Meer. Dort erwartete mich der Maler; er nannte mir die zackigen und spitzigen schwarzen Kliffe, er zeigte mir die im Osten wie mit einem Stifte leicht angedeuteten Contouren des Festlandes.

»Fühlen Sie nicht, wie die Luft jetzt von kaum hörbaren Accorden erzittert? Es ist das Pianissimo der großen Sphärenmusik, das die bebenden Lichtwellen, die Boten des flammanden Sonnenaufganges, über Land und Meer tragen.«

Wirklich, es war mir, als hörte ich ein ganz leises Tönen; vielleicht war es auch nur Einbildung, weil Larsen sagte, daß bei Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang das Gefühl der Doppelpfindung sich auch bei Menschen bemerkbar mache, bei denen dasselbe sonst vollkommen schlief.

Eine große Anzahl in den Fels gehauener Stufen führt von dort hinauf zur Grotte di Mitromania. Heller und heller wurde der Himmel, schon leuchteten die Spitzen des Monte Solaro, als wir die Öffnung zur Höhle erreichten, deren Inneres, wohl 30 Meter tief, noch ganz dunkel war. Am Eingange liegen Trümmer von Mauerwerk, im Hintergrunde deuten halbkreisförmige Erhebungen wahrscheinlich Stigrien an; dieselben werden von Stufen, welche zur Klippe des Gottes Mitros führten, durchschnitten. Hier scheint, nach einer aufgefundenen Inschrift, Tiberius dem Sonnengotte seine Opfer gebracht zu haben. In dieser

Inschrift klagt Hypatos, auf den Cäsar eben noch der Geschenke so manches gehäuft: »Noch nicht fünfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig der Jahre, ach und ich schaue das Licht nicht mehr des erleuchteten Tages.« Schwermuth ergreift uns bei dem Gedanken an das Furchterliche, das hier geschehen sein mag; leise klingt der Ton der von den Wänden fallenden Tropfen durch den nun matt erhellten Raum; wehmüthige Accorde drängen von Außen herein, sie entstammen zwei Aeolsharfen, die der Musikmaler draußen auf Felszacken angebracht hatte, weil ihre Töne mit dem frühesten Morgenschimmer harmoniren.

Wir standen im weiten Bogen des Einganges. Die Sonne flammte im Osten auf, in wogendem Purpur dehnte sich das Meer, wie von Feuer durchglüht leuchteten die Finnen und Faden der Felsen. Larsen meinte, das sei, als wenn alle Engel und himmlischen Heerschaaren Trompeten- und Posaunen-Fanfaren erklingen ließen, deren schmetternde Töne das Weltall erfüllen, denn roth sei der Trompete Ton. Noch lange stand ich da, die überwältigende Fülle der lichten Farbenpracht bewundernd, mit welcher die Königin des Tages ihr Erscheinen ankündet. Als ich mich dann von Larsen verabschieden wollte, fand ich ihn wie versunken in sein Skizzenbuch. — — —

Während des Juli und August zog ich im Sabnergebirge umher und als es gar zu heiß wurde, floh ich in die Abbruzzi, hoch hinauf nach Scanno. Als ich im September nach Capri zurückkehrte, erhielt ich im Albergo Quisisiana dasselbe Zimmer mit dem Mosaikboden, mit der pompejanisch bemalten Decke und dem Balcon, von welchem man über den darunter liegenden Garten hinab ins Meer sieht. Es war bereits dunkel, und unten schwannten die Lichter der Fischerbarlen hin und her. Natürlich dachte ich sofort an meinen Freund, den Musikmaler, und an seine Theresia.

Wieder sah ich beim schwarzen Kaffee in der Weinsalbe, durch deren Geruch die Sterne schimmerten. Der »Segretario« stand vor mir, glücklich, deutsch plaudern zu können.

»Was macht Freund Larsen?« war meine erste Frage.

»D.« sagte er, sichtlich betrübt, »der weiß nicht mehr unter den Lebenden — er hat eine enge Kammer auf unserem kleinen Campo santo bezogen.«

Um die Stimmung des Erzählers zu heben, bestellte ich eine Flasche Capri bianco und der »Segretario« fuhr nun fort:

»Sie wissen, daß Theresia sich von dem Maler zurückgezogen hatte, beleidigt über seine Gleichgültigkeit gegen ihre Person. Er konnte sie nur schwer wissen, doch seine Geschenke und Bitten halfen nichts; erstere wurden zwar angenommen, sonst aber blieb Theresia starr. Wie ich mir das erklären könnte?« fragte er mich damals. »Ganz einfach, sie will mit Liebe und nicht mit Gold allein gelohnt sein. Das wird niemals geschehen,« meinte er ernst, selbst wenn ich ihre Stimme nicht mehr hören sollte. Ich wußte, daß seine Seele an ein Mädchen seiner Heimat, an die blonde Felga gefesselt sei. Er hatte mir ihr Bild gezeigt, hübschend, er habe nie ein Wort über Liebe mit ihr gesprochen, aber er wisse, daß sie nur ihm, und er nur ihr angehören könne. Er hatte ihr auch von Theresia geschrieben, daß deren Lieder die schönsten Farben in ihm erwecken, aber das sei auch Alles.

»Seine Unruhe wuchs von Tag zu Tag. Einige seiner besten Motive von der Südküste der Insel waren fertig bis auf die Farbe des Wassers und er war ganz sicher, diese beim Gesange Theresia's sogleich zu treffen. Er ging umher wie ein Träumender, in acht Tagen mußte er Capri verlassen, denn die Seinen und Felga hatten ihn zu einer Zusammenkunft in Kopenhagen eingeladen. Da kam ihm, als er sich wieder einmal vergeblich mit Violine und Fiddle abgemüht hatte, die Abstufungen des Violon um die Faraglioni beim Abendlicht zu erlauschen, ein Gedanke. Er hatte bemerkt, daß die Fischer von der Marina grande häufig bald nach Mittag La Capo umfahren, und an einer ins Meer ragenden Felsbank unter dem Fianale antico landen, um dort an dem stets windstillen Ort die Netze und Angeln in Ordnung zu bringen, die Polenta zu kochen und um von da Abends zum nächsten Fischzug bei den Faraglioni weiter zu rudern. Die Küste dort bildet die Spitze der Insel, sie steigt unter dem Kirchlein S. Maria del Soccorso, das auf den gewaltigen, weit ausgebreiteten Trümmern der Villa di Liberio steht, wohl 400 Meter hoch fast senkrecht aus dem Meere. Dennoch klettern die Fischerfrauen an dieser Wand, links von der Felskante, Salto di Timberio genannt, weit hinauf bis zu einem Vorsprung, der gerade über jener Felsbank liegt, von welcher die Fischer Abends in See gehen. Unser Freund Ingvar kannte, wie die ganze Küste, auch jene Felspartie sehr genau. Von dort hatte er oft über dem dunklen Meere die Feuerwolke auf dem Haupte des Vesuv leuchten sehen, wenn die glühende Sonnenscheibe längst in die rothe Fluth hinabgetaucht war. Von der Rampe über dem Salto di Timberio, von welcher aus die Fremden Steine hinabwerfen, um die Tiefe zu messen, vermag man jenen Vorsprung genau zu sehen, und ihm, einem Bergsteiger, der in der Gletscher- und Felsenwildniß des Jostedalabru seine touristische Schule gemacht hat, konnte es nicht schwer werden, dahin zu gelangen. Dort aber mußte man die Lieder der auf der Klippe im Meere beschäftigten Fischerfrauen deutlich hören.

»Es war Anfangs August, als Freund Larsen eines Nachmittags von der Piazzetta aus einige Fischerboote vom Ufer abstoßen sah. Er erkannte diejenige von Theresia's Vater, auch sein Singmodell befand sich in der Barke; und als nun die Barken die Richtung nach La Capo einschlugen, wußte er, daß ihr Ziel nur die Klippe unter der Villa des Liberio sein konnte. Rasch ging er nach Hause, packte einen kleinen Koffer und das Skizzenbuch in eine Ledertasche, und wanderte nach La Capo. In dem sauberen Häuschen am Salto, in dessen Kühlen, immer mit Blumen geschmückten Stübchen die Mutter Katharina einen kleinen Weinschank hält, ließ sich Larsen nieder, um bei einer Flasche Capri bianco mit der guten Frau zu plaudern, denn es war draußen noch sehr heiß und die Felsen schienen zu glühen.

»Was er denn malen wolle,« meinte sie. »Gewiß den Fianale antico, oder vielleicht den Mosaikgang, oder die Kirche in der Villa di Timberio, oder,« sagte sie lächelnd, »etwa den Eremiten?«

»Als Larsen der Frau sagte, er wolle den Salto di Timberio von der Felskante unter der Kapelle zeichnen, sah sie ihn ungläubig an. Es sei wohl unmöglich, daß er dahin gelange; zwar seien Fischerfrauen dort gewesen, aber die klettern wie Eidechsen mit den Händen, Füßen und Knien, doch der Signor, ein großer Mann, der scherze wohl nur.

»So war es nun fünf Uhr geworden. Larsen brach auf und hatte nach drei Minuten die Trümmermauern der Villa erreicht, die sich, von Gestrüpp und Gras überwuchert, mächtig aufthürmen. Aus einkigen Gassen sind Weingärten geworden, und auf den Mauern wuchern Feige und Cactus; aus einem weiten, nur noch halb überwölbten Saale, an dessen Wänden hier und da noch Malerei schimmert, tönt das Gebrüll von Kühen. Durch einen Mauerriß gelangte Larsen aus diesem Räume zu der Felswand, an welcher er nun vorsichtig hinauf kletterte. Es war gar nicht so arg, überall fanden Hand und Fuß sicheren Halt und Stand. Nun kam eine böse Stelle; er mußte sich an einer glatten Wand wohl fünf Meter hinablassen bis zu einer schmalen Grasranne; glücklich hatte er sie erreicht. Frau Katharina, die, auf der Rampe über dem Salto stehend, ihn genau beobachten konnte, athmete auf; nun ging es viel besser abwärts, auf einer schmalen Felsenleiste hin. Von dort sah er

senkrecht hinab in's Meer; das Anprallen der Bogen hallt hinauf, vielleicht vernahm er schon da ein ihm bekanntes Lied — war es Theresia's Stimme? — doch wohl nur verschwommen, übertönt vom Meeresrauschen. Also ruhig weiter! Jetzt sah Katharina ihn verschwinden, doch nur Sekunden war er ihrem Blicke entzogen; er hatte sich an dem Rste eines Eichenstrauches hinüber auf eine tiefer liegende Felszade geschwungen. Jetzt kletterte er in einer schmalen, sehr steilen Felsrinne, die in eine kleine, abschüssige Geröllhalde ausläuft, hinab — das scharfe Kalkstein bietet Stützpunkte, genug um das zu rasche Abgleiten zu verhindern — nun blieb er stehen, wie um auf Etwas zu lauschen, erhob er die Hand zum Ohr, da begann der Schutt unter seinen Füßen zu weichen, er glitt rücklings hinab bis auf die abschüssige Halde. Das lockere Geröll auf dieser geriet in Bewegung, der nun haltlose Larsen fiel nieder und stürzte mit der über den Rand gleitenden, durch die Luft saufenden Steinmasse hinab in die Tiefe.

»Er hatte keinen Schrei ausgestoßen, aber vom Salto ertönte ein Schreckensruf. Die alte Frau, die den Maler schwanen, niederfallen und hinabstürzen sah, wäre fast zusammengesunken. Was sollte sie thun? Sie rang die Hände und lief so rasch ihre alten Beine konnten, hinauf zur Kapelle; sie wollte den Eremiten rufen, sie wollte beten für den Forestiere, das Thor aber war verperrt; sie schlug mit den Fäusten, mit einem großen Stein dagegen — vergeblich. Wahrscheinlich schläft der Vater wieder einen Rausch aus, dachte sie, zu ihrem Häuschen zurückgehend. Mit zitternden Händen griff sie dort nach dem Rosenkranze, dessen Kugeln sie rasch durch die Finger gleiten ließ.

»Etwa um vier Uhr hatten die Fischerbarken unten bei der Klippe gelandet, nur je ein Mann blieb in der Barke, während die Andern ausstiegen. Es war hier fast immer windstill, die Barken lagen in ganz ruhigem Wasser, auch senkte hier der hohe Felsen La Capo frühe seine Schatten herab, so daß dies besonders am Fröhabend einen angenehmen Aufenthalt bietet. Die Männer waren mit dem Herrichten der Angelhölde und Schnüre für den Fang des Calamajo beschäftigt, eines in die Gattung der Tintenfische gehörigen, vulpenartigen Thieres; dasselbe klettert sich mit seinen Armen und Füßlern an die Haken und Hälchen, und wird so aus dem Meere gezogen. Nun waren die Fischer fertig und lagerten, sich dem Meere zugewandt, umher, während die Mädchen in einem großen eisernen Topfe die Polenta für den Abend und die Nacht kochten. Sie waren heiter und guter Dinge; nur Theresia schien traurig, sie sang eines ihrer schwermüthigsten Lieder:

»Ich hab' geküßt die ganze Nacht
Und hab' an dies und das gedacht,
Mein Netz ist, ach, noch immer leer,
Als wenn verlassen sei das Meer.
Wie ist so unermüthlich thörr,
Als wenn auch ich verlassen wär'!«

»Sie hatte die letzte Stroffe noch nicht vollendet, als über der Gruppe hoch in der Luft ein Rauschen und Säusen vernachbar wurde. Gleich darauf fiel ein Hagel von Steinen, dann eine Fluth von Schutt und Sand neben dem Rste ins Meer. Beim Ausblicken bemerkten die Leute einen Körper, der, von dem Gestrüppe hoch oben hin und da einen Augenblick aufgehalten, an der Felswand von Stufe zu Stufe herabstürzte. Nun schien er an dem Vorsprung senkrecht über dem Klippeplatz der Fischer hängen zu bleiben, doch nein — es schien nur so; jetzt fiel er frei durch die Luft hernieder und schwer schlug er zwischen den erschreckten Mädchen auf die Felsplatte. Die Männer saßen sich zuerst wieder. Es war ein menschlicher Körper, der da lag, die Kleider zerfetzt, die Glieder gebrochen, der Kopf entsetzt, fast zerschmettert; aus der zerrissenen Ledertasche waren Farben, Pinsel und ein Skizzenbuch herausgefallen. Als Theresia das sah, ergriff sie Entsetzen. Diese Gegenstände kannte sie, auch diese Kleider schienen ihr nicht fremd; rasch beugte sie sich nieder, um den blutigen Kopf zu erheben — da rief sie einen hellen Schrei aus. Es waren keine rothen Haare, noch schien Leben in seinen milden, blauen Augen, doch starrer und starrer wurden sie, der Kopf eines Todten ruhte in ihren Händen. Die Leute rings umher zeternten und schrien durcheinander, die Meinungen wurden ausgetauscht, wie das gekommen sei, nur Theresia sprach kein Wort, kein Klagelaut kam über ihre Lippen; der Schreck hatte ihr die Stimme geraubt, sie blieb stumm. Mit dem Musikmaler zugleich waren die Lieder gestorben, die seine Sinne so sehr gelangen hatten.

»An demselben Abend noch wurde das Ereigniß auf der ganzen Insel bekannt. Timberio hatte ihn hinabgestürzt, das war sicher. Gewiß wurde auch Vater Antonio, der sonst vielleicht den Maler gewarnt haben würde, durch ihn eingeschläfert. Und Theresia, wie war sie gestraft! Der Tyrann wollte jedenfalls den Maler und sie zugleich tödten; der von ihm hinabgestohene Körper des Forestiere sollte sie treffen und zerschmettern; daß dies nicht gelang, hatte sie lediglich ihrem goldenen Amulett zu danken, welches sie an der Korallenschnur trug und dem Bilde der Madonna an ihrer Armspange. Dies genügte den Leuten, damit waren sie fertig, und so wird Ihnen das Ereigniß jetzt jedes Kind und jeder Greis auf der ganzen Insel erzählen.

»Bald darauf langte die Mutter des verunglückten Malers mit der blonden Felga in Capri an, um am Grabe des Sohnes zu beten und um zu hören, wie das Alles geschehen sei. Trotz ihres großen Schmerzes nahm Frau Larsen den innigen Antheil an Theresia's Unglück, sie sicherte ihr sogleich eine monatliche Unterstützung zu und führte sie dann selbst hinüber nach Neapel in eine Anstalt, damit ihr die Stimme dort wieder gegeben werde, denn die Aerzte meinten, daß dies nicht unmöglich sei.

Frauenleben im Kaukasus.

Von Bernhard Stern. (Wien.)

Alle Rechte vorbehalten.

Beste Frauenbeschreibungen des Kaukasus. — Die Sauberin Medea. — Die melodische Kirke. — Die heilige Nina. — Die drei Barinnen Tamara. — Sittenlosigkeit. — Trübsalige Stellung der Lesghierinnen. — Freiheit der Tscherkessen. — Einführung. — Blutrache. — Moralische Gelege. — Junges Eheleben. — Armenisches. — Geschichte von armenischer Lieb' und Treu'. — Osetisches. — Schwabische Colonistinnen. — Die Dhaliden des türkischen Harms.

Die Frauen im Kaukasus waren im Allgemeinen vom Schicksal nicht dazu bestimmt, eine eigene bedeutende Rolle zu spielen. Die Gesetze und Sitten des Morgenlandes wiesen ihnen von vornherein eine Stellung an, welche sie fast immer von dem Willen der Männer, ihrer Gebieter, abhängig machte. Dafür entschädigte die Natur sie durch das Geschenk bezaubernder Schönheit und begabte Einzeln unter ihnen mit einer genialen Weisheit, wie nur je die größten Männer sie befaßen. Die Geschichte aber bekränzte diese wenigen Ausgewählten mit Ruhm und Ehre, so daß das Andenken an ihr Leben und Thun noch heute lebendig ist und lebendig bleiben wird, wenn die Erinnerung an die zahllosen großen und kleinen Potentaten, die im Kaukasus herrschten, längst der Vergessenheit anheimgefallen. Mit den ältesten, und von Vater Homer in seinen unsterblichen Sängen überlieferten Sagen sind die Namen zweier Frauen verknüpft: der Name der schönen Sauberin Medea, welche aus Liebe zu dem kühnen Argonautenfürher Jason ihren Vater Aetes und ihr Vaterland Kolchis verließ; und der Name der melodischen Kirke, bei der Odysseus, der göttliche Dulder, so herrliche Tage verlebte, bis der treue Euryplochos ihn aus seinen Träumen weckte und an Ithaka erinnerte.



Barin Tamara.

Die Einführung des Christenthums im Kaukasus schreiben die Legenden ebenfalls einer Frau zu, der heiligen Nina, einer Verwandten des heiligen Ritters Georg. Sie lebte zur Zeit Constantins des Großen, um 314 bis 318, und war so heilig und von allem Irdischen zu Gott gewandt, daß ihr Fuß nie die Erde berührte, daß sie stets eine Elle darüber hinwegschwebte. Eine Schülerin der heiligen Nina war die Königin Tamara; in der Nähe von Tzarki Koloyn, zwischen Sognach und der berühmten Seidenstadt Rucha, liegt eine alte Burg, wo diese Königin gewohnt haben soll, die man übrigens nicht mit der berühmten Barin gleichen Namens verwechseln darf, welche im zwölften Jahrhundert gelebt hat, und eine wahre Heldenkönigin gewesen ist. Ihr Bild schmückt die Spitze dieses Aufsatzes. Alles Gute und Große, Burgen und Städte, kriegerische Siege und friedliche Errungenschaften werden mit ihrer Regierungszeit verknüpft. Der Volksgeist hat ihr folgende Grabinschrift gesetzt:

„Wie der Vollmond wuchs mein Ruhmesker,
 Bis zum Himmel hob ich 's Haupt empor,
 Bis zum Empirat meine Herrschaft ging
 Und Tribut ich von Dörfern empfing.
 Vom Arax bis zum Schwarzen Meer
 Lieh ich allen Völkern Schutz und Wehr —
 Die ich alles dies vollbracht,
 Steig' nun Herdend in die Grabesnacht.“

Eine Enkelin dieser Königin, ebenfalls eine Tamara, hat dem euhemerischen Namen ein Schandmal aufgedrückt. Sie war eine sehr lakonische Person und hauste auf einer jetzt in Trümmern liegenden Burg im Darialpaß. Sie war von berückender Schönheit, aber von fürchterlicher Grausamkeit und unergründlicher Leidenschaft.

Mit dieser Königin begann eine lächerliche Zeit, in welcher von den kaukasischen Frauen nicht viel Rühmliches zu berichten ist. Alle Reisenden, welche vom zehnten bis achtzehnten Jahrhundert die Länder zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meer besuchten, — Nassubi, Ibn al Wardi, Interiano, Chardin, Jean de Luca, de la Motraye — entwarfen gräßliche Bilder von den dortigen Sittenverhältnissen. Ich lasse Einen für Alle sprechen, den Ritter Johannes Chardin, welcher vor zweihundert Jahren im Kaukasus war und von den Frauen jenes Landes sagte: »Ihr Bestand ist von Natur spitzig und erleuchtet, sie sind höflich und von vielen Gebärden, übrigens aber böshaft und leichtsinnig, trotzig, aufgeblasen, untreu, gefährlich, grausam und zuchtlos. Da ist keine Leichtfertigkeit so groß, deren sie sich nicht bedienen sollten, damit die Männer in sie ver-

liebt werden. Die Letzteren sind allerdings noch viel schlimmer und verliebter als die Weiber, und sie berauben einander ihrer Gemalinnen. Da hegt man kein Bedenken, Blutsfreundinnen und Schwestern zur Ehe zu nehmen. Diese Männer (obgleich Christen) nehmen zwei oder drei Frauen und viele Nebenfrauen, wobei unter den Weibern selbst nicht die geringste Eifersucht zu bemerken ist. Die Weiber sind sehr untreu; entdeckt dies ein Mann bei seiner Gattin, so ist der Nebenbuhler ein Schwein zu geben verpflichtet; dieses wird von allen Dreien verzehrt, und damit ist die Sache gut... Auch von der Keuschheit der kaukasischen, insbesondere der mingrelischen Frauen, die übrigens auch heute noch viel zu wünschen übrig läßt, erzählt Chardin Haarsträubendes: »Die Weiber, ob arm, ob reich, haben niemals mehr als ein Hemd und ein Paar Schlafhosen an einmal an, welche ihnen ein Jahr lang ausdauern müssen; binnen dieser Zeit wechseln sie die Kleidung zwei bis drei Mal zum Höchsten, und dieser Ursache wegen pflegt das Weibsvolk nicht gar wohl zu riechen...«

Mit der Eroberung Kaukasiens durch die Russen sind in Sitten, Trachten und Lebensgewohnheiten der Kaukasierinnen, namentlich der Städtebewohnerinnen, unglaubliche Veränderungen eingetreten. Alles Originelle, Orientalische haben sie abgetreift, und dafür europäische Gewohnheiten, Pariser Trachten, Petersburger Sitten angenommen. Will man noch interessante Eigenheiten finden und studiren, so muß man verborgene Winkel aufsuchen, die Stätten der Armut, einsame Berggegenden, die ledghischen Wälder, die Tschetwens, die Urwälder Mingreliens, und vor Allem die tscherkessischen und tscherkessischen Provinzen. — Was die allgemeine heutige Stellung der Frauen im Kaukasus betrifft, so sind wohl die Lesghierinnen die am meisten bedauerndwerthen Geschöpfe. Der Lesghier betrachtet sein Weib als ein Lastthier, welches er oft härter behandelt als sein Pferd, und das ihm, da er es gekauft hat, die schwersten Arbeiten in wie außer dem Hause verrichten muß, um ihn gewissermaßen für die Auslagen zu entschädigen. Das Weib theilt mit dem Esel die Mühe, das geerntete Getreide nach Hause zu tragen. Das Weib muß das Heu mähen und dreschen und bergen. Das Weib muß die Pferde und Ochsen warten, muß das Brot bereiten, muß die zur Kleidung nöthigen Stoffe weben. Von Jugend auf zu solchem Sklavendienste angehalten, altert das ledghische Weib vor der Zeit, und wird alsdann noch mehr verachtet und getreten.



Lesghierin in Varna.

Besser als die Lesghierin hat es die Tscherkessin schon von Kindheit auf, und später als Jungfrau und Gattin. Während die tscherkessischen Knaben, ob von armen oder reichen Eltern, gleich nach ihrer Geburt einem Erzieher übergeben werden, bei dem sie bis zu ihrer Mannbarkeit bleiben, ist dies bei den Mädchen höchst selten der Fall, und dann nur bei solchen, welche reiche Eltern haben. Auch bleiben sie keineswegs so lange fort wie die Knaben, sondern werden schon in ihrem zehnten Jahre wieder zurückgebracht. Frühzeitig werden die tscherkessischen Mädchen mit weiblichen Handarbeiten bekannt gemacht, und oft verstehen sie schon im siebenten Lebensjahre, Treffen zu verfertigen, eine Art Spitzen zu köppeln, Schuhe zu drehen und sogar Kleider zu nähen. Wenn die Mädchen herangewachsen sind, werden sie nicht, wie dies bei anderen orientalischen Völkern der Fall ist, in eigene Gemächer verbannt, sondern dürfen sich frei bewegen, tummeln sich mit ihren Brüdern und Vettern um die Wette herum, reiten und schießen, durchstreifen Wald und Thal, erklimmen die Berge, jagen und turnen. Formell sind sie dem Willen des Vaters, oder, falls dieser todt ist, dem Willen des ältesten Bruders untergeordnet, aber in Wahrheit behaupten sie in allen ihren wichtigen Lebensfragen Selbstständigkeit und Entschlossenheit. So heiraten sie zumeist nach ihrem Herzen und Willen, und



Verstorbene Kinder.

Reisenden, welche vom zehnten bis achtzehnten Jahrhundert die Länder zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meer besuchten, — Nassubi, Ibn al Wardi, Interiano, Chardin, Jean de Luca, de la Motraye — entwarfen gräßliche Bilder von den dortigen Sittenverhältnissen. Ich lasse Einen für Alle sprechen, den Ritter Johannes Chardin, welcher vor zweihundert Jahren im Kaukasus war und von den Frauen jenes Landes sagte: »Ihr Bestand ist von Natur spitzig und erleuchtet, sie sind höflich und von vielen Gebärden, übrigens aber böshaft und leichtsinnig, trotzig, aufgeblasen, untreu, gefährlich, grausam und zuchtlos. Da ist keine Leichtfertigkeit so groß, deren sie sich nicht bedienen sollten, damit die Männer in sie ver-

die Liebe spielt in ihren Ehen eine bedeutende Rolle. Der Mann sucht bei seiner Braut weniger Reichthum als Klugheit und Liebenswürdigkeit, sie aber legt den Hauptwerth auf Tapferkeit, Muth und ritterliches Wesen. Ein Mann, der diese Eigenschaften nicht besitzt, wirbt umsonst um die Gunst einer Tcherkessin. Die Unsitte einiger kaukasischer Völker, die Kinder noch vor ihrer körperlichen Ausbildung zu verheirathen, ist bei den Tcherkessen nicht eingerissen. Ein Mann ist gewöhnlich nicht unter zwanzig, eine Frau nicht unter siebenzehn Jahre alt, wenn sie die Ehe eingehen. Da die Mädchen gern ihren Willen durchsetzen, so ist es natürlich, daß zuweilen zwischen ihnen und den Eltern Meinungsverschiedenheiten vorkommen. Dieselben werden gewöhnlich nur durch die Entführung des Mädchens durch ihren Geliebten behoben, und ihre Eltern müssen sich dann in die vollendete That schießen. Manchmal ist solch eine Entführung indessen der Anfang einer Blutrache-Tragödie, die kein Ende findet. Trotz der großen Strafen, mit welchen die russische Justiz die Blutrache belegt hat, großt die Blutrache im Kaukasus noch fortwährend. Die Mädchen und Frauen der Tcherkessen genießen, wie gesagt, große Freiheiten, sie mißbrauchen dieselben aber nicht, und haben den Ruf größter Sittlichkeit. Es gibt bei diesem Volke übrigens strenge Gesetze gegen Unsitlichkeit. Ein Mann, der Treulosigkeit begangen, wird verbannt, ein Weib aber verkauft. Den größten Einfluß erhält die Frau wenn sie mehrere Kinder hat. Bis zur Geburt des ersten Kindes betrachtet man sie als Mädchen, und sie würde vor Scham vergehen, wenn Jemand nur eine Anspielung auf ihren Gemal machen würde. Auch dieser beleidet tagüber seine junge Frau, und betrachtet es als die schlimmste Beleidigung, falls man sich nach ihr erkundigt. Dabei ist es jedoch der Frau nicht verboten, mit fremden Männern zu verkehren.

Anders sind die Sitten bei den Armeniern, wenngleich auch hier die jungen Leute beider Geschlechter völlige Freiheit innerhalb der Grenzen guter Sitte genießen. Während bei fast allen umwohnenden Völkern der Weiberlauf die hergebrachte einzige Form der Eheschließung ist, und die weiblichen Wesen dort vor und nach der Hochzeit ein abgeschlossenes, freudloses Leben führen, dürfen die armenischen Mädchen unverschleiert gehen, mit jungen Männern reden und verkehren, und selbst ihren Gatten wählen. Mit dem Eintritt in die Ehe aber ändert sich die Sache gewaltig. Das Ja vor dem Trau-Altar ist für Jahre hinaus das letzte Wort, das man von einer Armenierin zu hören bekommt. Ging sie früher unverschleiert, so erscheint sie fortan überall, selbst zu Hause, nur dicht verhüllt; besonders sind der untere Theil des Gesichtes und der Mund ganz von einem Tuche bedeckt, das sich um den Hinterkopf, die Stirne und den Hals schlingt. Niemals betritt sie die Straße, selbst in die Kirche geht sie bloß zwei Mal im Jahre, zu Ostern und Weihnachten, und zwar ganz dicht verschleiert, so daß man ihre Formen nicht zu erkennen vermag.



Armenische Tracht einer Frau.

Auf den ersten Blick erscheint diese Sitte als eine barbarische Unterdrückung der Frau; wenn man jedoch die Landesverhältnisse und Gewohnheiten in Betracht zieht, so erscheint Alles in weit milderem Lichte. Die Armenier sind durchaus nicht hart gegen ihre Frauen. Wie sie oft aus Liebe heiraten, so bleiben sie ihren Frauen auch in Liebe zugethan. Die Armenier schonen ihre Gattinnen, wo und wie sie es nur können; sie lassen sie keine schweren Arbeiten, sondern nur die kleinen Hausgeschäfte verrichten, und stellen ihnen die Pflege des Gartens anheim. Selbst die armenischen Bauern besitzen so viel Färtlichkeit und Liebesgefühl für ihre Weiber, daß sie dieselben nicht zu den Feldarbeiten verwenden. So ist denn diese anscheinende Unterdrückung mehr als eine, wenn auch durchaus falsche Erziehungsmethode zu betrachten. Nach der Vollendung dieser Erziehung ist die Frau in der Familie dem Manne ebenbürtig, und nach seinem Tode vertritt sie sogar seine Stelle, und ihr wird

dann ehrfürchtig gehorcht. Sie hat alsdann eine Stellung wie keine Frau im Orient, und jedenfalls auch eine bedeutendere, als die europäische Gattin und Mutter. Man muß diese Zustände keineswegs wie der Reisende und Forscher Hartmann panegyrisch verherrlichen, kann aber doch mit ihm darin übereinstimmen, daß auch ein inniges Eheverhältniß durch diese Abgeschlossenheit der Frau begründet wird. Das Weib geht ganz in ihrem Manne auf, sie ist behütet vor schlechter Gesellschaft, vor Klatsch und Tratsch. In späteren Jahren, wenn sie ihre Redefreiheit erlangt hat, wird sie kaum damit anfangen. Armenierinnen, die den alten Sitten treu geblieben, sind die vorzüglichsten Gattinnen und Mütter. Leider hat die russische Herrschaft Vieles zum Bösen verkehrt. Mit der Annahme russischer und europäischer Tracht und Sitte glauben die armenischen Frauen oft, sich europäischer Sittenlosigkeit ergeben zu müssen, und das frühere schöne und reine Familienleben ersahet gar mancher Trübung. Einst war die Treue der Frauen Armeniens sprichwörtlich, und Lieder und Märchen sangen und sagten davon. Zwei Erzählungen, die mir gerade einfallen, mögen hier Platz finden: Ein Bezier in Constantinopel erblickte eines Tages bei seinem Spaziergange eine wunderschöne Armenierin, und entbrannte in heißer Liebe zu ihr. Er ließ ihren Mann rufen, und forderte diesen auf, ihm sein Weib abzutreten. Verzweifelt eilte der Mann nach Hause und klagte der Frau das Unglück. Sie aber sprach: »Grabe eine tiefe Grube hinter unserem Backofen!« Der Mann gehorchte, und darauf befahl die Frau: »Nun gehe zum Bezier und sage ihm, er möge zu mir kommen, es ziemt sich nicht, daß eine Christin das Haus eines Gläubigen betrete und verunreinige.« Der Bezier kam, das Weib gab ihm einen Schlafrunk, enthaupete ihn und verscharrte den Leichnam in jener Grube. Aber der Mord ließ sie nicht ruhen, sie ging zum Priester und beichtete. Der Priester war ein schlechter Mensch, das schöne Weib erfüllte ihn mit sündiger Begier, und er drohte, wenn sie sich ihm nicht ergebe, würde er sie beim neuen Bezier anzeigen. Die Frau aber blieb standhaft, und der rachegehlühende Pope ging zum Bezier und verrieth sie. Der Bezier war ein edler, kluger Mann, und verhasste nicht die Frau, sondern den Popen. Dann berief er den Patriarchen und fragte ihn: »Welche Strafe verdient ein Priester, der seine Beichtkinder verräth?« Der Patriarch antwortete: »Den Tod durch Henckeshand, aber vorher soll ihm die Zunge von rückwärts durch den Rachen herausgerissen werden.« Da that der Bezier nach dem Wort des Patriarchen.

Das diese Geschichte von armenischer Weibertreue den Ton eines Märchens, so beruht die zweite auf einer wahren, und nicht einmal fern zurückliegenden Begebenheit: Hussein-Chan, der letzte Sardar oder Befehlshaber in Erivan, war trotz seines vorgerückten Alters lüppig in der Liebe und bedürftete seinen Harem mit schönen Armenierinnen. So oft er eine Schöne sah, suchte er sie durch Geschenke und Ueberredung oder Gewalt zu gewinnen. Einst hörte er von dem Liebreiz eines jungen Mädchens, das in einem Dörfchen am Araxes still verborgen blühte, aber verlobt war. Das kummerte jedoch den hohen Herrn nicht, und am Tage vor ihrer Hochzeit ließ er die Armenierin entführen und zu sich bringen. Ihre Schönheit übercastete ihn und wandelte seine rohe Leidenschaft in innige Liebe. Er umgab sie mit Pracht und Reichthum, überschüttete sie mit den kostbarsten Geschenken, suchte sie durch Musik zu zerstreuen, näherte sich ihr sanft und mild, sprach in verliebten, bittenden Worten. Sie aber blieb seinen Wünschen unzugänglich und trauerte um ihr verlorenes Jugendglück. Als sie einst des Nachts schlaflos auf ihrem Lager lag, vernahm sie lockenden Gesang außerhalb der Burgmauer. Sie öffnete das Fenster, sie erkannte die Stimme ihres Geliebten und wagte die Flucht durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster. Sie verlegte sich im Fall, ward mit ihrem Geliebten ergriffen und vor den Sardar gebracht. Der aber verzicht ihnen, und statt zu strafen, entließ er sie mit reichen Geschenken.

In diesen Stücken ähnelt dem Leben der Armenierinnen das der ihnen benachbarten Ossetinnen. Auch diese haben eine ziemlich freie Mädchenszeit, müssen aber in der Ehe jeden Verkehr mit Männern aufgeben, und dürfen jahrelang fast gar nicht sprechen. Die Ossetinnen sind selten schön, sie haben kleinen, fleischigen Körperbau, Stumpfnase, kleine, schöne, jedoch in plumpen, schmutzigen Schuhen stehende Füßchen. Die Mädchen werden nicht eher heirathsfähig als bei uns, und unterliegen bis zu ihrer Verehelichung ihrer Mutter in den häuslichen Arbeiten. Die Ehe wird einfach geschlossen: Ein Mann bittet den Vater des begehrten Mädchens um dasselbe, und wenn die Jungfrau einwilligt, zahlt der Bewerber den Kaufpreis für sie, nimmt sie zu sich und — sie sind verheiratet. Der niedrigste Preis für ein ossetisches Weib ist 12 Kühe, er steigt bis zu 140



Georgierin.

Kühen oder 7 Pferden. Eine Witwe gibt die Hälfte des für sie von ihrem ersten Gatten bezahlten Kaufpreises. Die Frauen bekommen keine Mitgift, hin und wieder aber ein Möbelstück oder eine Plinthe für den Gemal als Hochzeitsgeschenk. Während bei der Geburt eines Knaben allerlei Festlichkeiten stattfinden, wird die Geburt eines Mädchens nicht gefeiert. Die Osseten,



Tatarin in Baku.

deren Religion ein Gemengsel heidnischer, christlicher und mohammedanischer Gebräuche ist, haben in der Regel nur ein Weib, doch besitzen reiche Leute mehrere. Die erste bleibt dann die Hauptgattin, die anderen sind nicht viel mehr als Mägde, deren Kinder nicht erberechtigt sind. Eine eigenthümliche Sitte der Osseten erwächst ein Reisender: Es kauft der Vater seinem achtjährigen Sohne eine sechszehnjährige Frau; der Vater lebt mit der sogenannten Schwiegertochter; deren Sohn erhält dann vom nominellen, unterdessen erwachsenen Vater eine Frau, mit der dann dieser lebt u. s. w. Nach dem Tode des Mannes kann die Frau, falls sie Kinder hat, nur den Bruder ihres verstorbenen Gatten, aber keinen Fremden heiraten. Die Kinder der zweiten Ehe gelten aber als Kinder der ersten Ehe. Ist die Frau beim Tode ihres Mannes kinderlos, so kann sie heiraten, wen sie will, doch muß ihr zweiter Mann den halben Kaufpreis, den der erste Mann gezahlt hatte, der Familie des Verstorbenen zurückzahlen. Verläßt eine Frau ihren Mann, um mit einem

sind zufrieden mit ihrem Los und haben kein Begehren nach äußerem Prunk. Darin gleichen ihnen im ganzen Kaukasus nur die schwäbischen Frauen in den Kolonien bei Tiflis.

Die Frauen der anderen kaukasischen Völkerschaften lieben Tand und Buß, am meisten die Georgierinnen, über welche sonst nichts Besonderes zu sagen ist, da ihre Lebensgewohnheiten denen der Tscherkessen oder Armenierinnen ziemlich gleich sind. Nirgends in der Welt vielleicht wird im Verhältnis zu dem Wohlstand so viel Geld auf Buß verwendet, wie in Georgien. Wie oft blieb ich verblüfft stehen, wenn ich unter eingefallenen Thoren zerlumpte, schmutzige Frauen sah, die sich über und über mit allerlei Krüppelhaft behängt hatten. Ihr Begehren nach demselben ist so groß, daß sie seinem Gewinne Alles zu opfern im Stande sind. Namentlich die Armeren, die sich den Schmutz nicht ehrlicher Weise verschaffen können, neigen bald zu Leichtsinne und Verbrechen. Die Georgierinnen sind wegen ihrer Schönheit von altersher in der ganzen Welt berühmt, und man denkt dabei immer an die Odalissen der türkischen Harems. Ein gut Theil des Ruhmes, den die Georgierinnen genießen, gebührt indessen den ihnen stammverwandten Frauen von Gurien, Mingrelien und Imeretien, welche — was wenig bekannt ist — fast immer die Mehrzahl der über Batum, Sukhumfaleh und Trapezunt nach der Türkei gebrachten Sklavinnen bildeten, aber dort unter dem bekannteren und beliebteren Gesamtnamen der Georgierinnen oder Cirlassierinnen verkauft wurden. Nebenbei bemerkt, muß man diesen Weiberverkauf nicht in so tragischer Weise betrachten, wie es oft geschieht. Einmal wurden von einem Europäer zwei nach der Türkei gebrachte Odalissen freigelauft. Aber auf die Frage ihres Reiters, was sie lieber wollten: in die Heimat zurückkehren, nach Europa gehen, wo alle Frauen frei seien, oder in Constantinopel bleiben, antworteten Beide: in Constantinopel bleiben, um wieder verkauft zu werden. Einer Kaukasierin erscheint eben der für sie gezahlte Kaufpreis eine Ehre; je höher der Preis, um so stolzer und stolzer fühlt sie sich. Und am Besten zahlten von jeher die Türken — oft 30.000 Mark für eine Georgierin, wenn sie neben ihrer Schönheit auch Bildung besaß, d. h. sicken, nähen, tanzen, singen, Märchen erzählen, vielleicht auch lesen und schreiben konnte.



Kumpfin.

Ich muß mich auf diese Skizze des kaukasischen Frauenlebens beschränken. Ein Eingehen auf Details, auf Erziehung, Heiratsgebräuche und Trachten würde viel zu weit führen, zumal die Völkerschaften des Kaukasus außerordentlich zahlreich sind.

Himmel und Hölle.

Roman in vier Bänden. Von F. von Kapff-Heather.
(Fortsetzung.)

Als Gerda ihr Zimmer im Hotel betrat, wartete Hellmuth bereits auf sie. Er war so bleich, so ganz zerbrochen, daß er sich bei ihrem Eintritt nur mit Mühe von seinem Stuhl erhob. Sie kombinierte im Fluge: Er ist ja ganz entsetzt über mein Kommen! Er wird mich kaum mehr mögen! Im Uebrigen entschloß sie sich für Sanftmuth, denn man konnte es ja immerhin versuchen. So sagte sie also in ihrem weichsten Tone: »Du siehst ja so angegriffen aus! Ich begreife gar nicht, weshalb Dich mein Erscheinen so sehr erschreckt hat?«

»Du begreiffst nicht,« murmelte er für sich. »Du weißt nicht.«
Sie fuhr fort: »Ich habe bereits erfahren, daß Du meinen Platz zu vergeben wünschst. Darum komme ich Dir ungelegen — nicht wahr? Oder wartest Du denn wirklich leichtsinnig genug, vollständig zu vergessen, daß Du eine Frau hast?«

»Ich habe nicht vergessen! Wie konnte ich! Ich habe auch die Gelder für Dich pünktlich deponirt.«

»Ich möchte mich in Berlin gar nicht aufhalten,« versetzte sie. In Wirklichkeit hatte sie ihn überrumpeln wollen. »Warum also,« forschte sie, »bist Du so heftig erschrocken?«

»Ich hielt Dich für todt!« entgegnete er tonlos.
»Du gabst Dich also der Hoffnung hin, ich sei todt — warst froh, mich los zu sein, und bist nun furchtbar erschrocken, daß ich noch lebe? Recht liebevoll von Dir!«

»Beruhige Dich,« antwortete er, »ich gönne Dir das Leben und jedes mögliche Glück, und will Dir auch nach allen meinen Kräften dazu behilflich sein. Nur kann ich nicht absehen, weshalb Du nochmals meinen Weg gekreuzt hast. Es konnte doch weder für Dich, noch für mich erquicklich sein.«

Sie mußte sich nun schon große Mühe geben, um den sanften Ton festzuhalten: »Für mich doch nicht, lieber Hellmuth — warum für mich unerquicklich? Mein Gewissen ist rein — weshalb sollte ich mich vor

Dir scheuen? Nein, nein! Es steht im Grunde gar nichts zwischen uns — gar nichts! Du warst ein überspannter Mensch, der ein phantastisches, romanhafes Glück verlangte und erwartete, und mich dafür büßen ließ, daß dieses Glück nicht wirklich wurde. Nun dachte ich, Du würdest doch seither vernünftig geworden sein, Dir die Hörner abgelaufen haben, und wir würden uns besser als früher verständigen!«

»Das gebe der Himmel!« versetzte Hellmuth mit gepreßter Stimme. Frau Gerda aber rückte ihm näher, und sagte mit ihrer süßesten Stimme und mit einem Blick aus guten, alten Tagen: »Schau, lieber Hellmuth — ich meine, da doch eigentlich Nichts zwischen uns ist, und wir ja Beide älter und vernünftiger geworden sind — der Bollbart steht Dir wirklich prächtig! — weshalb sollen wir uns jedes für sich durch's Leben schlagen! Das Beste wäre, wir leben wieder zusammen und vertragen uns!«

Er zuckte zusammen. Ein unsagbares Grauen stieg in ihm auf. Wie konnte er das auch nur ruhig mit anhören? Aber er wollte seiner Herr bleiben und sprach mit bestimmter, aber nicht verletzender Betonung: »Was Du verlangst, ist unmöglich — unausführbar!«

»Warum unmöglich?« fragte sie scharf.
»Weil wir erstens nicht miteinander leben können — wir passen nicht zusammen — es wäre wieder die Hölle...«

»Väterlich!« unterbrach sie ihn. »Als ob Du jemals die Hölle bei mir gehabt hättest!« Und wieder fixierte ihn einer jener Blicke, die so ganz und gar das Gegenheil von dem bewirkten, was ihre Absicht war. Statt ihm die schnell verlaufenen Stunden seines ersten Eheglückes ins Gedächtniß zu bringen, zeigten sie ihm nur, wie sehr es Gerda inzwischen gelernt hatte, sich dieser Augen, dieser Blicke zu bedienen. Und während ihm dies immer klarer zum Bewußtsein kam, rückte ihm seine Gattin noch näher und flüsterte: »Gut war ich Dir doch immer! Was hat's denn auch zwischen uns gegeben? Hier und da einen kleinen Wortwechsel — das kommt in jeder Ehe vor!« Aus der Rolle fallend,

fügte sie hinzu: »Die Hauptsache ist, daß man anständig zu leben hat, dann verdrägt man sich auch wohl!«

Hellmuth litt fast körperliche Schmerzen, aber Frau Gerda bemerkte es nicht. Sie versuchte es, seine Hand zu ergreifen.

»Du vergißt, daß wir aufgehört hatten, einander zu lieben!« rief er, erregt aufsehend.

»Lass' doch die Romangrillen!« warf sie begütigend ein. »Es ist ja wahr, wir liebten uns nicht mehr — aber wir werden uns wieder lieben — wir sind ja noch so jung — nicht, Hellmuth?«

»Gib Dir weiter keine Mühe,« sagte er jetzt fest; »mein Herz gehört einer Anderen!«

Nun begann sich auch Frau Gerda auf sich selbst. Sie erhob sich, wußte ihn mit überlegenem Blicke, und erwiderte höhnlich: »Als ob ich das nicht längst gewußt hätte! Ich wartete ja nur darauf, daß Du mir's mit Grabesstimme verkünden würdest: »Mein Herz gehört einer Anderen!« Gut! An Deinem Herzen ist mir nichts gelegen! Ich will nur, was mein Recht ist! Denn Deine rechtmäßige Frau bin ich allein — nicht wahr? Also,« fuhr sie ein wenig ruhiger fort, »lass' das Träumen und Phantasieren und rechne mit dem, was ist! Ich bin Deine Frau und bin nicht gesonnen, von Dir zu lassen, von meinen Rechten auch nur das Kleinste aufzugeben! Ich gehe nicht wieder nach Amerika, um Dich hier thun und treiben zu lassen, was Dir beliebt! Ich bleibe jetzt hier und lasse nicht ab! . . . Willst Du mich nicht aufnehmen, so werde ich das Geheiß anrufen. Du sollst dazu verhalten werden, mich bei Dir anzunehmen. Heute bin ich freiwillig gegangen, weil Du mir leid thatest! Ein nächstes Mal werde ich einfach nicht gehen!«

Die Verzweiflung gab ihm seine Kraft wieder. Er richtete sich auf und sah ihr fest und sicher in die großen, grünlich schimmernden Augen. »Du wirst das Alles nicht thun,« sagte er. »Nicht Du und keine Macht der Erde kann mich zwingen, Dich wieder bei mir anzunehmen! Unsere Ehe ist unmöglich, und Du selbst glaubst nicht an sie! Wer mich einmal verlassen hat, wie Du es thatest, für den gibt es keine Rückkehr!«

»Und was soll, nach Deiner Meinung, aus mir werden? Bistest Du Dir wirklich ein, ich werde mich wieder so auf's gerade Wohl in der Welt herumtreiben, nur, um Dir nicht in den Weg zu kommen? Glaubst Du das im Ernste?«

»Ich glaube gar nichts, als daß Du mir um einen bestimmten Preis meine Freiheit wiedergeben wirst! Du warst schon einmal dazu bereit, nur war es mir damals nicht möglich. Jetzt werde ich Deine Angelegenheit so ordnen, daß Du völlig zufrieden sein kannst. Nur wünsche ich, daß Du zwei bis drei Tage ruhig wartest, bis ich Dir Bescheid bringe. Du wirst Wien wieder verlassen — wir können an einem Orte nicht leben. Aber ich werde Dich so stellen, daß Deine Zukunft Dir keine Sorge mehr machen wird.«

Sie versprach, was er verlangte — aber ihm schien, als habe sie noch irgend einen Hinterhalt. Auf seinen Lippen schwebte noch die Bitte, sie möge sein Haus nicht betreten, aber er unterdrückte das Wort; es konnte ihn verrathen, ihm gefährlich werden.

Als er die Thüre hinter sich geschlossen hatte, sagte Gerda vor sich hin: »Aber mit ihr — mit der Freundin — werde ich mich selbst auseinanderlegen! Das lasse ich mir nicht nehmen!«

Inzwischen stand Hellmuth auf der Treppe und kriegelte mit zitternder Hand einige Worte auf eine Visitenkarte, um sie durch einen Boten an Doris gelangen zu lassen. Er hatte heute Mittags das Haus verlassen, ohne Doris' Rückkehr abzuwarten, ohne zu Tische zu kommen. Auch jetzt fühlte er sich nicht im Stande, vor sie hinzutreten. So entschuldigte er nun sein Ausbleiben, so gut er konnte. Daß er noch nicht zu Mittag gegessen hatte, daran dachte er gar nicht. Mit fliegenden Füssen, mit irrenden Gedanken empfand er nur das eine Ziel: Geld zusammenzaraffen, um damit den Hunger dieser Bestie zu stillen, die sein Glück bedrohte. Jahre lang hatte ihn die ahnungsvolle Rache des Schreckgespenstes gepeinigt, ihm das Licht der Sonne verdimmt, das Blut jugendlichen Frohsinn aus dem Herzen gelogen — nun war es da; das Furchtbare Wahrheit, Wirklichkeit geworden — es galt den letzten Kampf um Tod und Leben!

II.

Doris war in heiterster Stimmung nach Hause gekommen, nachdem sie die schöne Mittagsstunde mit den Kleinen im Kathauspark zugebracht. Sie erwartete ihren Gatten schon zu Hause zu finden. Aber Hellmuth war nicht da. Nur das Dienstmädchen berichtete ihr eine höchst sonderbare Geschichte.

Eine fremde Dame, welche nach dem Herrn fragte, sei erschienen und habe erklärt, auf ihn warten zu wollen, da er, wie das Mädchen sagte, sehr bald kommen mußte. Nach der Ankunft des Herrn hätten sie jedenfalls eine Weile miteinander gesprochen, dann ging die Fremde und der Herr klingelte. Als das Mädchen hereinkam, sah er todtenbleich auf dem Sopha und verlangte mit matter Stimme ein Glas Wasser. Er fühlte sich unwohl. Das Mädchen eilte, ihm das Verlangte zu bringen, da hatte er schon wieder den Hut auf und wollte gehen. Auf die Vorstellungen der Köchin, das Mittagessen sei fertig und die »Gnädige« müsse ja gleich kommen, antwortete er ganz achlos und zerstreut. Er würde so bald als möglich wieder kommen — damit stürzte er davon!

Rathlos, verwirrt und erschrocken stand Doris vor dem gedeckten Tische. Da bligte und blinkte Alles wie gewöhnlich; jeder Gegenstand schien auf den Gebrauch zu warten. Aber der Herr des Hauses war nicht da! Und Doris zermarterte ihr Gehirn, was geschehen sein konnte. Es geschah bisweilen, daß Hellmuth, durch dringende Arbeit verhindert, nicht zu Tische kam. Aber dann ließ er es sie jedoch rechtzeitig wissen.

Aber kommen und wieder gehen, ohne auf sie zu warten, ohne ein Wort der Erklärung, das war doch ganz und gar unverständlich — zudem er unwohl war. Was konnte nur geschehen sein?

War die fremde Dame die Ursache dieses seltsamen Benehmens? War sie nur zufällig gekommen? Und ging sie nur wieder rasch, weil sie sah, daß ihre Besuchstunde nicht glücklich gewählt war? Es kamen bisweilen Damen zu Hellmuth, Damen vom Theater oder auch Schriftstellerinnen. Doris war weder neugierig, noch eifersüchtig, doch ließ sie sich nachher gern Alles von Hellmuth erzählen. — Jetzt durchsuchte sie das ganze Zimmer, um vielleicht eine aufklärende Zeile von Hellmuth zu finden. Aber vergeblich, ganz vergeblich! Dann schickte sie nach der Redaction, um zu fragen, ob ihr Mann dort sei. Der Bote kam mit der Meldung zurück, daß Doctor Wille das Bureau zur gewohnten Stunde verlassen habe. Nun werde er wohl erst gegen Abend wiederkommen.

Nach etwa einer Stunde weiteren, schmerzlichen Wartens kam ein in sichtlich Aufregung geschriebenes Billetchen von Hellmuth, in welchem dieser mit ganz unbestimmten Ausdrücken sein Ausbleiben durch einen »unvorhergesehenen Zwischenfall« entschuldigte. Doris möge nur ganz ruhig sein — es sei nichts von Bedeutung, und er käme am Abend nach Hause. Ganz betäubt, und unfähig, sich mit irgend etwas zu beschäftigen, sah Doris den ganzen Nachmittag bei den Kindern. Das ganze Wesen und Leben ihres Gatten hatte bisher sonnenklar vor ihr gelegen — es gab nicht eine Stunde darin, welche sie nicht zu Hause wenigstens genau mit ihm durchlebt hatte — niemals hatte er sie warten, nie in Ungewissheit gelassen. Er hatte ihr auch nicht eine einzige Minute des Kammers bereitet. Dieses höchst sonderbare Betragen von heute, das vielleicht bei einem Manne von regelloser Lebensweise nichts Auffälliges an sich gehabt hätte, erschien unerklärlich an Hellmuth, der kein Opfer scheute, um seiner Frau die leiseste Beunruhigung zu ersparen. Es wäre doch leicht möglich gewesen, ihr über den Grund seiner Abwesenheit auch nur eine Andeutung zu machen. Dienlicher Natur war sie nicht, sonst hätte man in der Redaction davon gewußt.

So wartete sie denn in Angst und Pein — Stunde um Stunde verrann. Es war der erste traurige Tag in ihrer Ehe.

Endlich — es war neun Uhr Abends — hörte sie ihn draußen aufschließen. Sie flog ihm entgegen — in seine Arme. Er preßte sie mit wilder Leidenschaftlichkeit in die Arme — er stöhnte schmerzlich dabei auf. Sie führte ihn in das Zimmer, zur Lampe. Er sah sehr blaß und verfallen aus, und wiewohl er sie zärtlich anlächelte, so schien ihr doch, als ob sein Blick dem ihren auswich.

Anscheinend ruhig sagte er: »Mich hat ein schwerer, unvorhergesehener Unfall getroffen, meine Doris. Man präsentirte mir heute einen alten, vielfach von Hand zu Hand gegangenen Wechsel; Du weißt, ich habe meine erste Wirthschaft mit Schulden begonnen, und es waren nicht immer saubere Hände, in denen ich mich befand. Ich habe wohl reichlich bezahlt, was man von mir zu fordern hatte; aber da dieß nicht zur rechten Zeit, vielmehr in Folge des kostspieligen Scheidungsprozesses in großen Zwischenräumen geschah, sind alle meine Abschlagszahlungen als »Zinsen« verrechnet worden, und ich bin — vor dem Geheiß unbedeutend — noch heute das volle, nicht unbeträchtliche Capital schuldig. Nun fällt mir die Forderung heute auf den Kopf. Mit Wechselgeschichten aber ist nicht zu scherzen — ich mußte also, ohne auch nur eine Minute zu verlieren, Geld besorgen. Erschrocken war ich auch — es war ein böser Tag! Aber ich denke, das Schlimmste ist vorbei — den größten Theil der Summe habe ich aufgebracht. Inbessern, mein Kind, es werden auch für Dich noch Präzungen kommen!«

Er zog sie zu sich auf das Sopha, und sprach ihr mit zitternder Stimme von den Beschränkungen, die sie sich nun wieder auferlegen mußten.

»Wie viel ist es?« fragte sie leise.

»Ich wage es nicht, Dir den Betrag zu nennen. Er ist sehr hoch. Auch hoffe ich noch auf einen Ansgeld. Bis morgen Abend — dann will ich Dir Alles sagen!«

Und da sie ihn kammervoll ansah, riß er sie mit leidenschaftlicher Geberde an sich, überschüttete sie mit Worten der Zärtlichkeit und des Bedauerns. »Mein armes, armes Kind!« rief er. »Dir wäre besser, Du hättest mich nie gesehen!«

»Wenn es weiter nichts ist, Hellmuth, als Geld! Du weißt ja, wie wenig ich brauche, und wie sehr ich mich einzuschränken vermag...«

»Gleichviel — ich darfte Dich nicht in diese Lage bringen!«

Welche sonderbare Reden er führte. In unbestimmter Angst preßte sich ihr Herz zusammen. Wenn es mit der Schuld die volle Richtigkeit hatte, so kostete doch noch irgend etwas Böses daran! Weshalb hatte er ihr gerade von dieser großen Schuld nicht gesprochen? Sie bat ihn jetzt, ihr die volle Wahrheit zu sagen.

»Ich habe Dir ja Alles gesagt, mein Liebling...«

»Nein — nein — Du bist so heftig erregt...«

»Weil ich mir schwere Selbstvorwürfe mache!«

Sie schwieg. Gewiß, er litt, und es war besser, nicht von der Sache zu sprechen. So wollte sie auch nicht weiter in ihn dringen. Mit freundlichen Worten nöthigte sie ihn zum Essen; heißhungrig verschlang er einige Bissen und legte dann die Gabel fort. Sie sah, wie er zitterte, bald blaß, bald roth wurde, wie ihm der Schweiß ausbrach. Dann nahm er Helmine auf den Schoß, die noch wach war. Aber sein bärsteter, unsterer Blick glitt über das Kind hinweg ins Leere.

Wie schwer er litt! Thränen traten ihr ins Auge — sie konnte ihnen nicht mehr wehren. Was war geschehen? Was war zwischen ihm und sie getreten? Es stand etwas Unsichtbares, Schreckliches zwischen ihnen — ganz deutlich fühlte sie es — sie sah es und konnte es doch nicht fassen.

Und nun gingen sie zu Bette und lagen ruhelos, ohne zu schlafen. Das Fenster war offen, und der liebliche Athem der Frühlingsnacht drang herein — eine kühle, freundliche, milde, sternfunkelnde Nacht — aber in den sonst so glückbewohnten Räumen hauchte heute ein unsichtbares Verhängniß. Die ganze, lange Nacht hindurch wachten Hellenuth und Doris. Dennoch sprach er nicht — nur manchmal seufzte er schwer auf.

Die Uhr tickte dahin, die Möbel knackten leise — ein unerklärlicher Laut durchdrang bisweilen die Stille der Nacht. Zwei oder drei Mal erhob sich Doris, in der Meinung, eines der Kinder weine. Aber die Kleinen schliefen — der Schrei einer ruhelosen Nage mochte sie gestört haben.

Endlich brach das graue Zwielicht der ersten Morgendämmerung herein — die Umrisse der Gegenstände wurden deutlicher. Aber auch das Licht des schönen Frühlingsmorgens verdeckte nicht das dumpfschwebende, ahnungsvolle Etwas aus dem heimgefluchten Hause.

Hellenuth hatte sich mit demselben verfürten Gesichte, mit demselben irr-unsteten Wesen vom Lager erhoben. Er schien die lebenden Blicke nicht zu sehen, welche Doris auf ihn heftete. Wie er sagte, ging er jetzt nach seinem Bureau. Aber das war nur eine Rothlüge, denn er hatte, als er gestern Abend in die Redaction kam, ein Billet vorgefunden, in welchem Gerda ihn dringend bat, am nächsten Vormittage um zehn Uhr bei ihr zu erscheinen. Natürlich mußte er diesem Rufe Folge leisten. Und so ging er, um sich von Neuem mit gebundenen Händen der Pein der Hölle zu überliefern.

Er war gegangen, um das gestern begonnene Werk fortzusetzen. Sein Gedanke war — sich loskaufen. Was konnte Gerda davon haben, ihn zu denunziren? Nichts, als die Befriedigung ihrer Rache — aber keinerlei materiellen Vortheil. Und ohne Zweifel war es ihr nur um diesen Vortheil zu thun. Sie wollte Geld haben, wenn schon nicht eine Stellung neben ihm. Dies Geld mußte beschafft werden.

Was er jetzt that, oder doch anbahnte, mußte ihn für Jahre hinaus der bittersten Entbehrung preisgeben, wenn nicht ruiniren. Er nahm einen bedeutenden Vorschuß bei seinem Chef — einen zweiten bei seinem

Verleger; — er nahm damit auf lange Zeit hinaus die Früchte seiner Arbeit vorweg — verkaufte die Ernte, die noch in der Erde — als Saat schlummerte.

Man war erstaunt über sein Verlangen. Er war als hässlich und mäßig, seine Verhältnisse als geordnet bekannt. Aber gerade darum willfahrte man ihm. Man war seiner sicher. — Dann ging er zu Kupfa, dem er manchmal mit kleinen Beträgen geholfen, erzählte ihm irgend eine Geschichte, und bat ihn um ein bedeutendes Darlehen. Dazu war Kupfa leicht zu bekommen — zwar, heute hatte er kein verfügbares Geld, aber morgen — für morgen gab er sein Wort.

Heute ging Hellenuth, sich dies Geld zu holen. Und er wiederholte dasselbe bei allen Freunden, Bekannten, Kollegen, bei denen das Bittgeschick irgend eine Aussicht hatte. Er scheute keine Demüthigung, keinen vergeblichen oder wiederholten Gang. Er mußte Geld haben.

Er verpfändete, was er an Werthsachen hatte — sogar seinen Trauring und die Taufgeschenke der Kinder. Er besuchte alle Bucherer, von denen er wußte, um bedingungslos, d. h. um jeden Preis und unter allen Umständen, Geld zu erhalten. Er bedachte nicht, unter welchen Umständen das zurückerstattet werden müßte — mit Verzicht auf Alles, was den äußeren Reiz des Lebens ausmacht. Was lag daran? Er würde hungern, wie ein Bettler leben — aber er würde vielleicht das Weib seiner Liebe sich erhalten. Und ihr würde er Alles gesehen, wenn die äußerste Gefahr vorüber wäre. Doris würde verzeihen und alle Noth willig mit ihm theilen. Ihre Liebe war der Himmel, an welchen das Erdenseid nicht heranreichte. Zur Reize des zweiten Tages hatte er eine ansehnliche Summe beisammen, welche er wagen durfte, der Beutejägerin anzubieten. Er wagte aufzuathmen. Das Geld würde ihr lieber sein, als die Rache. Er wollte auch jede Verpflichtung für die Zukunft eingehen — Wechsel, Heberse, was sie wollte. Nur abreisen sollte sie, auf der Stelle, weit fort — aus der geheiligten Nähe seines Herdes.

Und zuderschämlich trat er den schweren Gang an — zu ihr, der Schrecklichen! O, wie fürchtbar war die Buße — und wann würde sie ein Ende nehmen? (Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Bomo-Arithmogriph.

1	2	3	4	5
2	6	7	8	4
3	7	6	9	10
4	8	9	10	11
5	4	10	11	4

Witzg. Dichter.

Soldat.

Er-König.

Englische Schriftstellerin.

Stor. berühmter Ort am Rhein.

Ersetzt man die Ziffern durch entsprechende Buchstaben, so geben die correspondirenden Horizontal- und Verticalfreien gleiche Wörter von der angeführten Bedeutung.

Buchstaben-Räthsel.



Wie heißt der Dichter, dessen Gedichte dieses Buch rühmt?

Königspromenade.

für da und Mann sagt will									
Kn.	uns	auch	nur.	lingt	sie	wei-	ten		
sich	der	mode	a.	bon.	ge.	blatt	nem	dass	was
was	findet	die					ei.	an	toi.
nicht	bil.	lig					nie	chen	lel.
und	min-	der	die	len	rei.				
recht	wie	be-	wie	zu	er.				
hat	und	lehrt	als	am-	bringt	mode	ner	gar	es
lig	wil-	papa	kennt	sirt	ver-	chen	und		
gleich	war	so	sich	zu	glei-				

Citat-Räthsel.

1. Im Winter trinf' ich und singe Lieder (Gedenstedt)
2. Ja, so ging es Manchem schon hienieden! (Vaughein)
3. Mir träumi', ich lög' im Grabe (Ebert)
4. Im Walde, da liegt verfallen ic. (Eisenborth)
5. Wie komm'i's, daß du so traurig bist (Görthe)
6. Für einen Knaben stirbt ein Posa nicht (Schiller)
7. Was wecken aus dem Schlummer mich ic. (Wland)
8. Hin ist hin! Verloren ist verloren! (Görge)

In jedem der obigen acht Citate ist auf die Weise ein Wort zu merken, daß die entsprechend notirten Wörter, der Reihe nach gelesen, den Anfang eines Liedes von Görthe geben.

Scherzräthsel.

Ich bin nicht allemal willkommen. —
Schalt Tu mir den Kopf genommen,
Kannst Tu Dich lustig auf mich schmeißen,
Um Ihre Früchte zu erlangen;
Doch nimmst Tu mir mein Hinterrücken,
Da kann ich gar gefährlich sein: —
Durch Eggläden
Dich ruiniren!

Lösungen der Räthsel in Heft 21.

- Theater-Räthsel:
L I L N L T S V
I D I E H R E E Die Ehre.
S I N G H E I T I E
S U D E R M A N N Sudermann.
A N K E R A S E K
- Dreifaches Kapitel-Räthsel:
Pflaume, Flaum, Lau, H.
- Sauber-Quadrat:
K E E E
I S A K
G E L D
A L U E
- Schiffelband-Kryptogramm: Hausfrau.
- Räthsel: Schmerz — Scherz.
- Musik- und Theater-Kundheilungs-Räthsel:
Nehmt man die Letztern in der Folge, wie es die über ihnen stehenden Noten — der Reihe nach von der tiefsten bis zur höchsten Note — angehen, so erhält man in der oberen Notenschreibweise:
Fremden salon.
in der unteren:
Damendoudoir.
- Musikalisches drei Letztern-Musikräthsel:
Paradies, Obersee, Kalafona, Eifer, Abgaham, Kurche, Schmetterling, Panama. Die acht letzten Letzternbestehen, der Reihe nach entsprechend verbunden, geben:
Die verkaufte Braut. Smetana.
- Arena- und Funtrräthsel:
D O M I N O
A R M I D A
S T E L L A
S A R D O U
C H I N I N
H A N S E N
I S M A E L
L I A N E N Die beiden letzten Verticalreihen lauten:
L O R E T O
E L B I N G
R O A N N E
Z U C K E R
I T H A R A
Das Schifferzimmer in Warbaß.



Gegründet 1836.

Grand Magasin de Nouveautés
„Zum römischen Kaiser“

Jos. Taubenrauch

Kirchengasse 14,
Wien 7/2.

Gratis und franco versende ich meinen reich illustrierten Preis-catalog, enthaltend die neuesten Damensmoden für die Sommersaison.

Auch empfehle ich mein reichhaltiges Lager von In- und Ausländer-Modestoffen, von welchen ich bereitwilligst Muster spesenfrei zuschicke.



Jedermann bemale seine Photographien
mit Günther Wagner's lichtbeständigen Eiweiss Lasurfarben.

Aquarellfarben, Farbkasten, Mal- u. Zeichen-Zubehör, Pinsel, wasserfeste Auszieh- und flüssige Peri-Tusche, Schreib-, Copir- u. farbige Tinten, Klebstoffe u. s. w.

Emalfarben, Thongegenstände und Zubehör zur Emailmalerei.
Günther Wagner, Hannover u. Wien IV.

Man verlange stets Günther Wagner's Fabrikate! Illustr. Preisliste B frei.



Musik- und
Theater - Ausstellungs - Marsch
gewidmet
Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin

Pauline Metternich.

Componirt von Th. F. Schild.

Seeben erschienen und gegen Ein-sendung von 40 kr. in Briefmarken oder per Postanweisung zu beziehen durch die Verlags-handlung

Groscher & Wallnöfer,
Wien, I., Johannesgasse 1.



Josef Kammel

Parfumeur in Prag
Graben Nr. 15

empfeht sein reichhaltiges Lager zum Bezuge von echt englischen, fran-zösischen, amerikanischen, deutschen und inländischen

Parfumerie-Specialitäten

und

Toilette-Artikeln

Jeden Genres.

1551

Preisliste gratis und franco.



Corset „Creole“

grauze u. leicht, für die Reise-saison. Aus Tüll à jour-Stoff, weiss oder drap, einfache Aus-führung fl. 8.—, bessere Qua-lität fl. 10.—, feinste fl. 12—15.— Aus Leinen-Batist, ausser-ordentlich leicht und dauerhaft, angenehmst. Tragen, rosa, crème, weiss, à fl. 10.— und 12.—.

Das „Miederhaus“ Ign. Klein, Wien,

VI., Mariahilferstrasse 39 (früher 43)

Filiale: I., Stefansplatz (Thomthaus).

„Sappho“
Busenhalter



„Sappho“
Im Hause und bei der Arbeit statt des Miederstragens. „Sappho“ bietet für's Haus die bisher nicht er-reichte Be-quemlichkeit. Rückansicht. er gestattet jede Bewegung frei, verleiht alseits, graziöse Form und in Ermanglung jedweder Einzweigung das höchste Wohlgefühl. „Sappho“ leistet nicht allein als Hausmieder, sondern auch empfindlichen, leidenden Damen, zu Touristenzwecken, für die Reise etc. un-schätzbare Dienste. Schlussweite über's Kleid genügt. Preis à fl. 2.—, 3.50, 5.—. — Telephon-Nr. 4759.

Complete
Kücheneinrichtungen

von fl. 16.— bis fl. 1800

Echinger & Fernau

Wien,

XV., Neubaugürtel 7-9.

Preis-courant franco.



Veritable Essence

violettes russes

Franz Brochaska

k. und k. Hof-Parfumeur,

Prag.



Im Geruche von frischgepflückten Veilchen nicht zu unterscheiden.



Schutzmarke.

1526

Gestickte Streifen

für alle Gattungen Wäsche, Garnituren für Bettwäsche auf Leinen, Cambrie und starkem Madapolamstoff, fein und dauerhaft wie Handarbeit. Kinder-Schürzen und -Kleiderchen, Putz- und Haus-Schürzen, weisse Röcke in grösster Auswahl, stets Neuestes und Specialitäten direct in der Stickerei-Fabrik von

FR. ZULEGER

NUR

1216

Wien, VI., Mariahilferstrasse Nr. 47.



Für Haus und Küche.

Früchtenaufsatz (mitgetheilt von einer Abonnentin aus Böhmen). 7 Tels Butter löst man zergehen und rührt dann einen aus 4 Kaffeelöffeln Mehl und 2 Deciliter Milch bestehenden Tropsteig so lange damit auf der heißen Platte ab, bis der Teig sich glatt und glänzend von der Schüssel löst. Der ausgekühlte Teig wird sodann mit 6 Eidottern, etwas Citronenschale, Rum, beliebigem Gewürz, Zucker nach Geschmack abgetrieben und der Schnee von 6 Eilar vermischt. Von dieser Masse gibt man in eine mit Butter ausgeglichene Form so viel, daß der Boden bedeckt ist, rührt in das Uebrige Kirchen oder Weichsel, füllt es nach und baut es im Ofen.

Pastier-Auhen (Tiroler Entengedäch). Aus einem einmal ausgegangenen mittelweissen Hefenteig werden runde Hefen ausgehoben, welche man mit einer Mischung von Honig, Rohm, geschlagenen Eiern oder geriebenen Kastanien füllt. Darans werden nun gut verschlossene Kugeln geformt, die man nochmals aufgehen läßt und sodann aus dem heißen Schmalz bäckt.

Kreble in Nusscheln. Die Kreble werden durch 10 Minuten in bereits kochendem Wasser mit Salz, Kümmel und Petersilie gekocht, bis das Wasser schäumt und für eine hellrothe Farbe bekommen. Dann läßt man sie rasch ab, übergießt das Fleisch mit einem verdickten Sud von Eßig, Del, etwas Kümmel, Zwiebel, Salz und etwas geriebenem Fenchel und richtet die weniger schönen Theile in gewärmten Nusscheln auf, welche oben mit den Schweißchen verziert werden. Man servirt dies Gericht mit französischem Senf. Eine andere Art der Brähe wird aus Maltschwege (Gülden), saurem Rohm, Wein, Pfeffer, Semmelbröckeln und Salz bereitet.

Crevelles. Wenn man dicke kleinen Seckebie, welche so lange die Schale weich ist, mit derselben verziert werden, frisch erhält, so siedet man sie wie Kreble. Mannt man sie jedoch nicht an Ort und Stelle, so sind sie bereits abgeseigt; dann werden sie mit geschlagener Butter, oder mit Eßig und Del servirt, oder, was hochseiner ist, als Anisapf für Spargel verwendet.

Obst in Krallen (Charlotte). Geschälte Feilche, Äpfel, Birnen, Aprikosen oder Pfirsiche entkernt man, schneidet sie in Scheiben oder Viertel und dünstet sie mit etwas Butter und Zucker, wobei sie von Zeit zu Zeit aufgeschüttelt werden. Als Maßstab diene, daß für 10 große Aprikosen 2 Tels Butter und 10 Tels Zucker gerechnet werden. Während das Obst dünstet, schneidet man aus einem langen Milchweiden dünne Schichten, die auf einer Seite in zerlassener Butter getaucht werden. Mit dieser eingeleiteten Fläche legt man sie in eine Auslaufschüssel, schichtet das Obst ein, legt obenauf wieder in Butter getauchte Schichten mit der fetten Fläche nach außen und bäckt das Ganze im Ofen. Die fertigen Charlotten werden reichlich mit Zucker bestreut, welcher durch das Ueberfahren mit einem glühenden Schälchen glazirt wird. Zum Serviren bedient man sich der Auslaufschüssel. Statt des Milchweiden kann auch Weizen verwendet werden, welches man, statt in Butter, in mit Zucker und Gewürz aufgekochtem Rohweizen taucht. In diesem Falle wird die Schüssel mit Butter ausgeglichen.

Sommerapfel in Bierleig (mitgetheilt von einer Abonnentin in Bamberg). Geschälte Äpfel, aus welchen das Kernhaus mit einem Ausstecher herausgehoben wurde, schneidet man in Scheiben und taucht dieselben in einen dünnflüssigen, aus Bier und Mehl abgerührten Teig. Nachdem sie in kochendem Schmalz angebraten wurden, bestreut man sie so schnell als möglich mit Zucker.

Butterleigkugeln. Messerrandend angetriebener Butterteig wird in ganz kleine Formen mit der Hand leicht angebrückt und das oben herausstehende abgeseigt. Dann füllt man fingerhoch Bohnen oder Erbsen hinein und bäckt die Kugeln auf einem Blech im Ofen. Wenn sie fertig sind, rührt man sie aus den Formen, wobei die Hülfsfrüchte herausfallen, läßt sie abkühlen und füllt sie mit gemischtem, in Zucker geschütteltem und abgetropftem Obst, oder mit Schlagsahne und Erdbeeren, oder mit irgend einer leicht kochenden Creme. Auch folgende Mischung

kann als Fülle verwendet werden: Man passirt frische Früchte, z. B. Aprikosen oder Pfirsiche, und rührt das Mark mit dem gleichen Gewicht an Zucker 1/2 Stunde lang. Will man eine lebhaftere Färbung erzielen, kann ein Tropfen Alkermesfarb dazu gegeben werden.

Das Einkochen der Käse. Grün-Käse, deren Schale noch so weich ist, daß sie mit einem Hölzchen zu durchstoßen ist, werden an mehreren Stellen mit einer Nadel durchstochen, und während zehn Tagen in kaltem, drei Mal täglich erneuertem Wasser ausgekocht, wobei sie eine schwarze Farbe annehmen. Dann kocht man sie zehn Minuten in Wasser, legt sie neuerdings in kaltes ein, trocknet sie mit einem Tuche ab, und steckt auf einer Seite ein Stückchen Zimmt, auf der anderen eine Gewürznelke hinein. Nun werden die Käse mit gepulvertem Zucker — 1/2 Kilo auf 1 Kilo Frucht — und einem Gewürzstückchen weich gekocht, worauf man sie aus dem Saft herantimmt und denselben dichter einlockt. Dieses Verfahren wird noch ein bis zwei Mal, bis der Saft gehörig verdickt ist, wiederholt. Beim Einlegen der Käse in die Wasser wird der erkaltete Saft darüber gefüllt und die Behälter luftdicht verschlossen.

Anna Forster.

Miscellen.

Ein Mädchen-Gymnasium. Die vom Verein für erweiterte Frauenbildung in Wien gegründete Gymnasial-Schule für Mädchen, welche in sechs Jahren zur Maturitätsprüfung vorbereitet, wird am 10. October 1892 eröffnet. Dr. Emanuel Hannak, Director des k. k. städtischen Pädagogiums, hat die Leitung der Anstalt übernommen. Eintretende Schülerinnen müssen bei der Anfangs-October stattfindenden Aufnahmeprüfung das im Lehrplan für Bürger-Schulen vorgeschriebene Wissen nachweisen. Das Schulgeld beträgt 15 fl. per Monat. Schülerinnen aus der Provinz finden gänzliche Verpflegung und Ueberwachung in einem Wiener Pensionat um 50 fl. monatlich. Anmeldungen und Vormerkungen werden im Bureau des Vereines, I., Wipplingerstraße 8, 3. Stock, wozu auch alle schriftlichen Anfragen zu richten sind, täglich zwischen 3 bis 5 Uhr, Sonn- und Feiertage ausgenommen, entgegengenommen.

Brantbouquets. In Paris verbreitet sich jetzt eine Mode, die wie so manche andere jüdisch-kommen Kurzen auch die französische Grenze überschreiten dürfte. Sie besteht aus daher ihr voranzustreben. In den Hand-Bouquets der Bräute, sowie in den großen mit weißen Blüten gefüllten Körben, die man in Paris am Hochzeitstage den jungen Damen leidet, glänzt seit Kurzem, in mitten der schwarzen Umgebung, stets eine einzige, volarthe Blume. Sie kündet die Liebe, die ja bei einer Hochzeit auch eine Rolle zu spielen berechtigt ist! Diese indische, rothe Blüthe, fand sich zuerst im Brantbouquet einer jungen Prinzessin vor, deren Brauttag auf diese Art öffentlich gegen den Verdacht zu protestiren suchte, daß er eine Conventuelle-Ehe geschlossen habe. Die Idee des hohen Herrn fand Nachahmung und so müssen sich jetzt die weißen Blumen an Brantbouquets den bunten Eindringling gefallen lassen.

Tab. Quinquin Labarraque, in seiner Zeit das einzige von der medicinisch. Akademie in Paris genehmigte Präparat, ist ein sanftes und die Verdauung beförderndes Mittel, der unvollständige oder geschwächte Magen nach.

Die Gebrauch des Quinquin, der je nach dem Grade der physischen Herabsetzung des Patienten, durch 14 Tage, einen Monat oder selbst länger fortgesetzt wird, hat eine außerordentliche Wirkung des Nerven- und Blut-Systems, eine erhöhte Verdauungskraft und in Folge dessen eine so rasche Besserung erzeugt, daß über die Wirkung des Quinquin kein Zweifel aufkommen kann.

Dr. Wahn, médecin principal des hôpitaux (Algier).

Von dem vorzüglichen Kochbuche: „Prato's Süddeutsche Küche“ liegt nun schon die 22. Auflage vor. Preis geb. 3 fl.

Der schönste, frischeste Teint wird erzielt durch Anwendung des berühmten Alpenblüthen-Puder von Otto Clement, im Apotheke in Innsbruck. Vorräthig in Weiß, Rosa und Gelblich; große Schachtel 1 fl., kleine 50 kr.

Kais. k. königl. landesbefugte
Wäsche- und Leinenwaaren-Fabrik
Weldler & Budie,
 k. k. Hof-Lieferanten, Wien, I., Tuchlauben Nr. 13.
 Etablissement für Braut-Ausstattungen, Wäsche-Ausstattungen für Neugeborene,
 Elegante Herren-, Damen- und Kinderwäsche.
 — Reife Illustrirtes Preisbuch franco und gratis. —

Damen-Handarbeits-Specialitäten-
 Geschäft **Ludwig Nowotny,**
 Wien, I., Freisingergasse 6
 — seit 1825 bestehend. —
 Alle Arten Stickereien, Häkelarbeiten, Müllereien, wie sämtliche dazu
 gehörige Materialien. Auch das nicht unter meinem Namen in der „Wiener
 Mode“ erschienenen Handarbeiten und Arbeits-Materialien sind stets
 auf Lager. — Muster- und Auswahl-Sendungen auf Wunsch umgehend.

Sammelkasten zum Aufbewahren der **Wiener Mode-Hefte**
 zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Clavier-, Harmonium-Etablissement u. Leihanstalt
Franz Nemetschke & Sohn
 k. u. k. Hof-Clavierbau.
 Wien, I., Bäckerstrasse 7. — Baden, Bahngasse 23.

Tapissier-Etablissement
Carl Seifert
 Spiegelgasse 23
 Wien
 Handarbeiten in stylgerechter Ausführung, angefangen und fertig.
 Montirungen aller Art. Materialien der vorzüglichsten Qualität. Große Auswahl in Häkelarbeiten, Posamentieren etc. etc.
 Sämmtliche in der „Wiener Mode“ erwähnten Handarbeiten und Arbeitsmaterialien sind vorräthig.
 Preis-Contante mit 3 Stückmustern gratis und franco.